



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

8. Weltpolitik

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

8. Weltpolitik

Während sich in Deutschland gegenüber dem Kaiser langsam die politischen Kräfte gestalteten und stärkten, die als die ihm fremdesten aber innerlich mächtigsten sein Leben schließlich bestimmen sollten, befand sich die ganze Welt in einem Zustande latenter Neubildung. Für Jahre trat eine Art Windstille ein, wie das Anhalten des Weltenatems, worin die Umrisse der Erscheinungen wie vor Gewittern sonderbar deutlich wurden und das Antlitz dieser Erde etwas unheimlich Bedrückendes erhielt.

Der Kaiser, bei dem wir bisher vorwiegend das Werden seiner Entschliessungen und damit seines für uns erkennbaren Wesens mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt haben, blickte im Herbst des Jahres 1532 auf gehäufte Erfolge zurück, doch nirgends auf etwas Festes, Abschließendes, ihn selbst Befriedigendes. Er hatte überall die nächsten Aufgaben scheinbar gelöst, die eigentlichen Schwierigkeiten nur zurückgestaut.

Italien war nun ganz in seiner Hand, von Neapel bis Mailand und Mantua. Allein nicht bloß in Florenz bemerkte man eine ingrimmige Wut auf die Spanier; überall war die Folge der kaiserlichen Siege eine innere Hinneigung zu Frankreich: an der Kurie, in Florenz, in Venedig und Mailand, selbst an den kleinen Höfen. Neue Irrungen zogen herauf angesichts des hohen Alters des letzten Markgrafen von Montferrat, auf das alle Nachbarn, Savoyen und Saluzzo, sogar König Ferdinand, vor allem aber die Verwandten in Mantua ihre Hoffnungen richteten; einige mußten also ganz sicher enttäuscht werden.

Spanien hatte in sich die Jahre der Revolution überwunden, die königliche Macht neu befestigt; aber von dem Glanz der weiten Reiche zehrte vorerst mehr die Eitelkeit als der Nutzen, und gerade die höchsten Stellen des Landes waren der langen Abwesenheit des Kaisers überdrüssig.

Deutschland genoß seinen kirchlichen Frieden infolge eines faulen Kompromisses; aber niemand war damit zufrieden; den einen schien es zu viel, den anderen zu wenig. Die Türken waren abgezogen; das verdankte man gewiß dem tapferen Widerstand an einzelnen Orten, wie Güns und Graz, sowie dem

allgemeinen Aufgebot und Aufmarsch. Aber man entbehrte die Befriedigung eines erkämpften und nachhaltig wirkenden Sieges, und Ferdinand kam in Ungarn weder mit Waffen noch mit Verhandlungen einstweilen nennenswert weiter.

Überall bei scheinbarer Ruhe unerfüllte Hoffnungen und drohende Möglichkeiten. Die verborgenen Spannungen, der Mangel einer wirklich überragenden und weisen Macht oder Machtgruppe gaben der europäischen Politik der nächsten Jahre etwas eigentümlich Lauernendes und Unaufrichtiges.

Die ungeheure Weite des Weltreiches bildete Karls Stärke und Schwäche zugleich. Denn das ganze traumhaft unwahrscheinliche Machtgebilde war doch zur Zeit volle Wirklichkeit und beschäftigte die Phantasie der Zeitgenossen so gut wie der Nachwelt. Der Name des Kaisers strömte Energien aus bis in entlegene Winkel dieser Erde, und aus diesen ihm selbst unbekanntem Räumen wirkten der berauschte Duft der Gewürze und der magische Glanz des Goldes notwendig auf den Kaiser und seine Umgebung zurück. Je verwirrender die Verhältnisse seiner Länder und Reiche diesseits und jenseits des Ozeans sich darstellten, je vielfältiger die Gegnerschaften, in denen er sich zeitweilig zu verlieren schien, um so dringender für ihn die Selbstbehauptung, die Anklammerung an die für ihn bestimmenden inneren Gebote. Wir stehen nun mitten in diesem Leben, das, von universalen Gedanken getragen, zugleich von allen partikularen Mächten bis zum anarchischen Eigenwillen des Individuums hin durchzittert und umstürmt war.

So ist es nötig die Räume zu durchmessen, die sich aufstauten und umkämpft wurden, und nicht minder die Ideen zu würdigen, die sich darboten diese Räume der alten und neuen Welt zu ordnen.

Westindien. Venezuela. Peru

Die früher erzählte Eroberung Mexikos hat uns in dem vornehmsten Beispiel vor Augen geführt, wie diese waghalsige, zerstörende und doch eine Neue Welt schaffende Conquista vor sich ging und wie sie selbst sich erlebte. Im Vorübergehen sahen wir den Kaiser in Ratsitzungen schon von den sittlichen Problemen der Neuen Indien berührt und an der ersten Weltumsegelung, wie an den Fragen der Kosmographie und an dem fruchtbaren Handel, den sie erschließen sollte, persönlichen Anteil nehmen. 1529 trafen wir Hernando Cortes

an seinem Hofe in Toledo und mit ihm Francisco Pizarro, der sich eben anschickte, dem größeren Beispiel mit geringeren Anlagen, aber nicht minder gewaltigen Auswirkungen zu folgen. Während darüber Jahre vergingen, hatte sich der westindische Bereich vielfach ausgeweitet. Ein Übermaß von kühnen Taten, Entbehrungen und Mißerfolgen war dafür eingefeszt worden. Träger der Entdeckungen und Eroberungen natürlich zumeist Spanier, Glieder jenes soldatischen oder entwurzelten Mittelstandes, die nur zu gewinnen hatten. Doch mischten sich zeitig auch andere Stände ein, Letrados und Kleriker, die in den Strom gerissen wurden, wie jener Bischof Bastidas, Sohn des ermordeten ersten Statthalters von Santa Marta, oder der Jurist Quesada, der mit der Kühnheit auch als Conquistador erstaunlicherweise noch die Rechtlichkeit verband. Neben den Spaniern von Anfang an Portugiesen, Italiener, auch Deutsche.

Im Namen des „allmächtigen Kaisers Don Carlos“ vollbrachten alle diese Leute ihre Taten, für ihn forderten sie die Unterwerfung und die Annahme des Christentums, an ihn gingen mehrfach auch, wie bei Cortes, ihre oft prahlerischen, immer eindrucksvollen, zum Teil schon zeitgenössisch gedruckten Berichte. In seinem Namen wurden die endlosen und erregenden Streitigkeiten entschieden, die sich zwischen den königlichen Behörden und diesen unruhigen Gouverneuren, Generalkapitänen oder freien Bandenführern ergaben. Denn abgesehen von kecken Unbotmäßigkeiten geschah es nicht selten, daß sie von verschiedenen Ausgangspunkten aus an dieselben Stellen wirklicher oder angeblicher Reichtümer gerieten. Ihre Leidenschaften waren die ewig gleichen mit den Goldgräbern des neunzehnten Jahrhunderts und den Diamantenjägern des zwanzigsten. Und doch beugten sich im wesentlichen alle diese Gewaltmenschen dem Spruch des Königs von Castilien, den auch sie so gern Kaiser nannten.

Von Santo Domingo aus, dem Siz der ersten königlichen Audiencia von 1526, hatten sich die spanischen Erkundungen und Besizungen über die Inseln und Küsten rings um das westindische Becken ausgedehnt. Zuerst nach Westen, wie ja der Gedanke der ostwestlichen Durchfahrt dauernd die stärkste Triebkraft für die Erschließung des Gesamtcontinents geblieben ist. Von Panama aus sah man 1513 zum ersten Male den jenseitigen Ozean, ehe noch Magelhaens ihn als Pacific erlebte. Aber lange bevor dieser Isthmus mit Panama und Guatemala als Siz der Verwaltung organisiert wurde (1535—43), hatte schon das Gebiet von Mexiko oder Neuspanien eine feste politische Form gefunden in der Begründung einer Audiencia unter Nuño de Guzman (13. Dezember 1527) und dann in der Einsetzung eines Vizekönigs, des Antonio de Mendoza (1529); hinter ihnen war Cortes bald in den Schatten gedrückt. Zu diesem Hoheits-

gebiet rechnete man damals noch die gesamten Länder am Nordrande des Golfs von Mexiko, von der Westküste von Florida bis zum alten Eroberungsgebiet des Cortes. Hier in den riesigen Schwemmgewässern des Mississippi, des Alabama und Colorado waren fürs erste alle Ansätze zu wirklichen Neusiedlungen und zu wirtschaftlicher Verwertung fehlgeschlagen. Hier hatte sich neben anderen jener Narvaez versucht, den Cortes einst so unverfroren gefangen-nahm. Hier war als Rest seines Unternehmens auch Alvaro Nuñez Cabeza de Baca mit zwei Genossen sechs Jahre lang durch die Lande geirrt „nackt unter Indianern, wie diese selbst“, bis sie sich 1534 eines Tages doch westwärts bis nach Mexiko durchschlugen und sich mühsam wieder an Kleider gewöhnten, wie er uns selbst erzählt. Die erste Anteilnahme der Regierung Karls V an diesem nordamerikanischen Kontinent lag in der Abwehr des beginnenden französischen Wettbewerbs auf den Spuren des Jacques Cartier, dem der Venezianer Cabot im englischen Dienst vorangegangen war. Denn nach dem Spruch Alexanders VI von 1493 und ihrem Vertrage von Tordesillas (1494) glaubten die Könige von Castilien und Portugal keine andere Macht jenseits des Ozeans dulden zu brauchen.

Nach Süden gingen die Versuche der Ausbreitung teils von verschiedenen Hafenplätzen der Nordküste Südamerikas aus, teils von Panama und dem Pacific. Die Nordküste, das schon damals, aber in einem sehr viel engeren Bereich, nach den Wasserbauten am Südgestade der Lagune von Maracaibo als „Klein Venedig“, Venezuela, benannte Gebiet, blieb Santo Domingo untergeordnet. Die Conquista erfolgte hier nach ganz dürftigen Vorversuchen unter Umständen, die bei aller Kleinlichkeit im einzelnen doch für uns ein besonderes Interesse haben. Denn sie zeigen einen starken Anteil auch von Deutschen und damit den großartigen inneren Zusammenhang der Herrschaftsgebiete Karls V. Daß seine politischen und kriegerischen Unternehmungen sehr wesentlich von dem deutschen Kapital der Fugger und Welser abhingen, haben wir früher festgestellt; das galt für beide Königswahlen, auch diejenige Ferdinands. Jetzt erschien das Augsburger Haus der Welser auch als Geldgeber einer Conquista großen Stils, denn eine solche bedurfte natürlich für Menschen, Schiffe und Ausrüstungen sehr bedeutender, mit starkem Risiko belasteter Summen. Von den Inhabern der Firma ist zwar niemand selbst ins Land gekommen, aber teils durch die mit ihnen vergesellschafteten Ehinger aus Konstanz, teils durch die Faktoren und Beauftragten der Firma in Santo Domingo und in Spanien erfolgte die Erschließung unter Beteiligung anderer deutscher Unternehmer und Siedler, zu denen auch Frauen gehörten.

Die Grundlagen für die Tätigkeit der Welfer in Venezuela legten die in ihrem Auftrage durch Heinrich Ehinger und Hieronymus Sailer abgeschlossenen Verträge vom Frühjahr 1528, wobei es sich zunächst um die Gewinnung deutscher Bergleute handelte; es kamen wirklich aus Joachimsthal 24 Bergknappen nach Santo Domingo. Sodann um die Einfuhr von 4000 Negerflaven, also um eine Lizenz gleich jener ersten an Laurent Correvod von 1518; denn die Sklavenjagd im Lande selbst zur Aufforstung der Menschenbestände auf den fast entvölkerten Inseln erwies sich auf die Dauer als ungenügend. Weiter um die eigentliche Erschließung des Landes von dem einigermaßen sicher zu lokalisierenden Kap „Maracapana“ im Osten bis zum Cabo de la Vela, einer bevorzugten Perlenfischerei, im Westen. Das alte Kerngebiet waren jene Lagune von Maracaibo mit dem nordöstlich davon gelegenen armseligen Hafen Coro und die südlichen Gebirgszüge, durch die man einerseits südöstlich in das Gebiet des Drinoco, das heutige größere Venezuela, andererseits südwestlich zu den höheren Kulturen der Chibchas von Bogota hinübergelangte. Zur rechten Nutzbarmachung ihres Handels ließen sich die Welfer gleichzeitig einen Hafenplatz in den Marazanas von Sevilla einräumen. Zugleich vereinbarten Heinrich Ehinger und Hieronymus Sailer mit dem Staatssekretär Francisco de los Cobos, daß sie den ihm zustehenden Prozentsatz von allen Gold- und Silberbarren vereinnahmen sollten. Heinrich Ehinger, Faktor der Welfer in Saragossa, war übrigens derselbe, der schon 1523 den größten Teil der von der unglücklichen Magelhaens-Expedition doch noch heimgebrachten Gewürze gekauft hatte; 1530 war er Argentier und Tesorero Karls V; er folgte dem Hofe als Ritter von Santiago. Sein Bruder Ambrosius, Faktor der Welfer in Santo Domingo, wurde der erste Gouverneur von Venezuela. Die Überfahrt der Kolonisten erfolgte zusammen mit Garcia de Lerma aus Burgos, der das westlich angrenzende Santa Marta übernehmen sollte.

Ambrosius Ehinger griff seine neue Aufgabe gleich energisch an. Es kam an auf Erschließung des Hinterlandes, womöglich auf Entdeckung des unbekanntes Goldlandes. Ganz vergeblich war sein Suchen nicht, aber letzten Endes ist er doch gescheitert und an der Wunde von einem vergifteten Pfeil früh gestorben.

Dafür war ihm beizeiten ein tatkräftiger Konkurrent und Nachfolger erwachsen in der Person seines Stellvertreters Nikolaus Federmann von Ulm, dessen Berichte schon 20 Jahre später im Druck erschienen. Mit ihm befinden wir uns erst recht wieder in der kühnen, aber skrupellosen Stimmung der Conquista. Als ihm der begleitende königliche Beamte Hernando de Naveros unbequem wurde, legte er ihn kurzerhand in Fesseln, was natürlich nicht ohne

Folgen blieb. Auf der anderen Seite waren die Schwierigkeiten, die sich aus der Wegelosigkeit, den Angriffen der Eingeborenen, wilden Tieren und ganz phantastischen Vorstellungen oder Kombinationen der Führer selbst über die geographischen Verhältnisse ergaben, ganz ungeheuerlich; ebenso die Verluste. Da Federmann mit Ehinger in Streit geriet, löste er sein Verhältnis, wandte sich heim und erschien schon im August 1532 wieder bei den Welsler in Augsburg, um in deren Schuß später Gouverneur zu werden.

Freilich, als gegen seine Berufung aus der Kolonie selbst Klagen einliefen, wurde seine erste Ernennung nochmals zurückgezogen zugunsten des Georg Hohermut aus Speyer. Allein nach diesem wurde Federmann doch selbst Gouverneur. Nun machte er den schwierigen und an sich erfolgreichen Zug durch das Gebirge nach Bogota, wo er nur das Unglück hatte, schon zwei ältere Bewerber vorzufinden. Es blieb nichts übrig, als die Entscheidung der spanischen Regierung anzurufen. Außer Pedro Heredia von Cartagena an der Nordküste beanspruchten das Land aber nicht nur die Welsler auf Grund der Unternehmung ihres Gouverneurs Federmann, sondern auch Sebastian de Belalcazar von Quito, der den Pascual de Andagoya vorgeschickt hatte, und Hernando de Lugo, Gouverneur von Santa Marta, in dessen Dienst Gonzalo Jimenez de Quesada überaus mühselig den Magdalenaenstrom aufwärts in unausgesetzter Not vor Alligatoren und Eingeborenen, unter Hunger und Mühsal vorgezungen war. Das Gebiet, etwa das heutige Columbia, damals Neu Granada, wurde in der Lat Santa Marta zugesprochen, nur daß man die Audiencia nun geradezu nach Bogota verlegte.

Das Gouvernement des Belalcazar in Quito aber war nur ein Teilbezirk innerhalb des alten Incareiches von Peru, das inzwischen als das letzte riesengroße Gebiet auf Grund kaiserlicher Ermächtigung, dieses Mal nach einer Kapitulation mit der Kaiserin Isabella vom 26. Juli 1529, durch Francisco Pizarro in unerhörten Streichen erobert worden war. Ein Reich von gewaltigen Dimensionen, beherrscht von den Höhen der Cordilleren, aber weit hinabreichend in die östlichen Ebenen des Gran Chaco und an die Westküste vom Golf von Guayaquil, wo Pizarro zuerst Fuß faßte, bis in das nördliche Chile. Die Entfernungen, die hier zu durchmessen waren, so gut von den Incas, wie von den Eroberern, erscheinen trotz der vielgerühmten Straßen unfaßbar und die ziemlich gut überlieferte einheitliche Verfassung dieser kommunistischen Despotie fast unbegreiflich in ihrer Ausdehnung. Aber sie bewährt den bekannten Satz des Machiavelli, daß eine Despotie, scheinbar unüberwindlich, mit dem Fall ihres Herrn hilflos in sich zusammenbreche.

Gewiß war Pizarro als Persönlichkeit dem Hernando Cortes nicht ebenbürtig, und man hat mit Recht gefragt, ob sein Vorgehen nicht eine unmittelbare Nachahmung des Verbrechens an Montezuma gewesen sei. Indessen, es bleibt doch eine Frechheit, die in das Heroische reicht, wenn Pizarro, der bereits einigermaßen zutreffende Vorstellungen von dem Incareich besaß, dieses Reich in wenigen Tagen zerschlug, nachdem er mit 180 Mann und 27 Pferden im Januar 1531 von Panama dazu aufgebrochen war und auch seine Verstärkungen nur in dieser Größenordnung blieben. Dabei darf man nicht vergessen, daß ihm eigentlich alles im Wege stand, die kolonialen Dienststellen, die Genossen, ein Teil der Leute und natürlich die Eingeborenen. Aber die Widerstände wurden mit zäher Ausdauer und in jedem Augenblicke mit kühnster Entschlußkraft überwunden. Man wäre versucht zu sagen, daß in diesen Männern nur etwas raubtierhaft Großartiges sich seiner natürlichen Opfer bemächtigt habe, wenn man nicht angesichts ihrer oft eiskalten Überlegungen erschärke vor dem wirklich Bösen in der Menschennatur.

Pizarro hatte schon ein paarmal an der Küste angefeßt und seine Versuche zum eigentlichen Vordringen in das Innere dauerten Jahre. Er gewann dabei Dolmetscher und Landeskenntnis. Seine Genossen Almagro und Luque waren in seine Kapitulation eingeschlossen; sie brachten ihm fast mehr Not als Hilfe. Sichere Stützen hatte er dagegen an seinen aus der Heimat mitgebrachten Halbbrüdern, teilweise unehelich, wie er selbst. Die Handhabe zum erfolgreichen Eingreifen in das Incareich aber lag in dem Thronstreit zwischen Huescar, dem nach altem Landrecht allein berufenen legitimen Sohn des letzten Despoten aus dessen ebenfalls landesüblicher Ehe mit seiner Schwester, und dem Halbbruder Atahualpa, der jenen verdrängt und gefangengesetzt hatte. Als Pizarro im Herbst 1532 aus der heißen und üppigen Küstenlandschaft auf die kalten Höhen der Cordilleren hinaufzog, jetzt mit insgesamt 62 Reitern und 102 Fußsoldaten, allen Ernstes willens, sich dieses Riesenreich zu unterwerfen, schien er gleichwohl wie im Wahnsinn zu handeln. Am 15. November ritt er in die Stadt Cajamarca ein, tauschte von hier aus Gesandtschaften mit Atahualpa, ließ die üblichen Ansprüche verkünden und empfing den Gegenbesuch des prachtvoll geschmückten Großherrs, der, in einer Sänfte getragen, von vielen tausend Leuten begleitet wurde.

Pizarro gab dem Herrn des Landes Gelegenheit, sich schuldhaft zu machen, ließ von allen Seiten auf das Gefolge mit Feuerrohren und blanker Waffe eindringen, schützte aber selbst das Incahaupt, das diesen unerhört gewaltsamen Einbruch in sein friedliches Land wie ein Verhängnis hinzunehmen schien.

Der Despot fand sich sogar bereit, als Preis für seine Freiheit eine bestimmte Masse Gold herbeizuschaffen, benutzte aber die dafür erlangte Bewegungsmöglichkeit, seinen Bruder Huescar nun geradezu umbringen zu lassen, damit Pizarro nicht etwa als Schiedsrichter zwischen ihnen die bessere Sache des Bruders verträte. Als man Anzeichen einer ernstern Erhebung des Volkes zu beobachten glaubte, legte man ihm alles dieses als todeswürdige Verbrechen aus und verurteilte ihn zur Verbrennung. Doch hatte man die Gnade, ihn nach der Bekehrung zum Christentum wie einen reumütigen Ketzer nur zu erschöpfeln und dann zu verbrennen.

Das war im Frühjahr 1533. Die Eroberer zogen weiter zur Hauptstadt Cuzco, wo sie Mitte November 1533 eintrafen. Almagro blieb oben. Pizarro zog 1534 wieder zur Küste hinab, wo er am 18. Januar 1535 die neue Hauptstadt Lima gründete. Ein Schein von Tradition der alten Herrschaft wurde durch die Bestellung des Inca Manco, eines jüngeren Bruders der umgebrachten Herrscher, aufrecht erhalten; in Wahrheit bestand ein rein spanisches Regiment, das sich auch dann noch hielt, als die Machthaber untereinander in tödlichen Hader gerieten und dem Lande das Schauspiel eines Bürgerkriegs der Eroberer boten. In diesen Kämpfen wurde Almagro umgebracht. Aber seine Leute nährten die Rache, und nach Jahren, am 26. Juni 1541, fiel auch Pizarro. Im nächsten Jahre erfolgte dann die endgültige Einrichtung der königlichen Audiencia mit dem Sitz in Lima. Aus dem Zeitalter der Conquista trat man in das der Kolonie.

Die Höhe von Pizarros Erfolgen lag im Frühjahr 1533. Damals erhielt der Kaiser die ersten sehr gefärbten Berichte von dem „Kriegszuge“ des Pizarro, seinen „Siegen“ über den feindlichen Kaziken und die Beute von mehr als 50 000 Dukaten Wert. Man beschrieb dem Kaiser das Auftreten des Inca in seiner goldenen Sänfte, in seinem von Gold und Edelstein strohenden Schmuck und — in unbewusster furchtbarer Selbstanlage — seinem friedlichen, gutgläubigen Gefolge mit seiner Musik, seinen Gesängen und Tänzen; auch, daß der Inca später jenen Goldschatz kostbarer Geräte zusammengebracht und sich sehr gewundert habe, daß sie alles zerschlugen. Sie wollten nur Gold — Gold!

Später empfing Karl Pizarros Bruder Hernando mit näheren Berichten und den Schätzen selbst. Das geschah am 20. Januar 1535 zu Calatayud in Altcastilien unter allseitiger Befriedigung. Schwerlich ahnte der Kaiser etwas von den Scheußlichkeiten, die in seinem Namen begangen waren. Denn die Kapitulation der Kaiserin hatte auch Pizarro, entsprechend dem so oft im Staatsrat geäußerten Verlangen, auf gerechte Verwaltung und Schonung der Eingeborenen verpflichtet.

Die märchenhaften Erweiterungen von Karls Macht und Mitteln wirkten nur in sehr begrenztem Maße unmittelbar auf die europäische Politik zurück. Aber wer will ermessen, was sie für das Gefühl des Kaisers und die Vorstellungen der Menschen von ihm und seinem Reiche bedeuteten?

Dieses Reich war keine Einheit. Es war nicht wie das alte Imperium Romanum oder das neuzeitliche englische Empire aus der Kraft einer Nation aufgebaut, sondern in seinen Grundelementen zusammengeerbt und nur äußerlich zusammengebündelt. Es umfaßte Burgund und Spanien mit seinen Teilen, Nebenländern und Kolonien, Italien und das Deutsche Reich als kaiserliche Lande. Doch gab es für die Gesamtheit dieser Reiche keinen anderen Zusammenhalt als den Kaiser und seine Familie; keine einheitliche Institution oder ein Reichsbeamtentum, seitdem in Gattinara der erste und letzte Großkanzler des Reichs gestorben war. Der Staatsrat blieb stets nur die persönliche Beratung des Kaisers, keine verfassungsmäßige Einrichtung, wie sie doch sonst alle diese Länder je für sich besaßen.

Aber wie in diesen Ländern selbst, so bewährte auch im Reiche die Idee der Dynastie eine starke zusammenhaltende Kraft.

Der dynastisch herrschaftliche Gedanke, die Erbherrschaft, war in Europa allenthalben durchgedrungen. Insofern waren alle Staaten homogen. Selbst von den Stadtstaaten Italiens hatten sich außer dem halb antik oder byzantinisch gebliebenen Venedig nur noch die kleinen Gemeinwesen von Siena und Lucca als reine Republiken behauptet. Infolgedessen konnten sie alle beliebig in die dynastischen Kombinationen hineingezogen werden, beherrscht durch Geschwister, Kinder, Neffen, Nichten des Kaisers. Hatte diese Reichsbildung nicht auch ihren ganz großen überpersönlichen und überzeitlichen Wert? Bei offenbaren Gefahren für die Entbindung des Nationalen hatte sie doch alle Vorzüge eines Lebens in weiten Räumen. Handel und Verkehr, Kapital und Arbeit, Künste und Wissenschaften zogen bereits ihre befruchteten Furchen durch die Weite dieses Reiches.

Als Karl jetzt daranging, Italien, getreu den Lehren Gattinaras, weniger unmittelbar zu beherrschen, als zu befrieden, bediente er sich ausgiebig des angedeuteten Mittels. Für den neuen Herzog von Florenz war seine natürliche Tochter Margarete in Aussicht genommen. Jetzt entschloß er sich, auch den stets unsicheren Herzog von Mailand an sein Haus zu ketten durch Verheiratung mit seiner zwölfjährigen Nichte Christine von Dänemark. Die Königin

Marie war außer sich. „Es ist gegen Gott und das Recht der Natur, ein Mädchen, das noch nichts von einer Frau hat, zu verheiraten und den Gefahren eines Kindsbetts auszusetzen. Ich bitte es mir zu verzeihen“, schrieb sie ihrem Bruder, „aber mein Gewissen und die Liebe zu diesem Kinde zwingen mich, das zu sagen.“ Karl antwortete seiner Schwester sehr derbe und schroffe; er verfüge an Vaters Statt — der sei so gut wie gestorben — und im Interesse des Reiches; für diesen schiefen Herzog sei sie reif genug. Er opferte sich selbst seinen Reichen, aber er forderte das Opfer ebenso rücksichtslos von Schwestern und Nichten, wie das herkömmlich war. Noch im Herbst wurden die Verträge vom 10. Juni 1533 ratifiziert, und der Herr de Praet brachte das Kind, eingehüllt in tausend Herrlichkeiten von Gold und Silberstoffen, Seide, Pelzen, Perlen und Edelsteinen, nach Mailand.

In dem benachbarten Savoyen herrschte Karls Schwägerin Beatriz von Portugal als Gemahlin des Herzogs Karl III, der auch auf Montferrat rechnete, andererseits soeben mit Genf und Bern in Schwierigkeiten geriet und von Frankreich durch Ansprüche aus dem Erbe der verstorbenen Königin-Mutter, Louise von Savoyen, belästigt wurde. Als mit dem Tode des alten Gian Giorgio am 30. April 1533 Montferrat erledigt war, hielt Karl alle Bewerber hin, bestellte ein Schiedsgericht und belehnte schließlich den von ihm zum Herzoge erhobenen Markgrafen Federigo Gonzaga von Mantua, der von Giulia d'Aragon getrennt und mit der Schwester des vorletzten Markgrafen von Montferrat verheiratet war.

Aber Frankreich und der Papst bedienten sich desselben dynastischen Mittels wie Karl, Frankreich nur noch großzügiger, insofern nicht Bastarde und Nichten, sondern Königskinder selbst die Verbindungen trugen. Die einst so oft auf dem Papier verheiratete Renée de France, Franz' I Schwägerin, war Herzogin von Ferrara, wo sie bald den zur Reise gekommenen Calvin bei sich beherbergen sollte. Darüber hinaus war es jetzt das aufregendste Problem der großen Politik, daß Clemens VII seine Nichte Catherine Medici mit dem zweiten Sohn des französischen Königs vermählte, dem Herzoge von Orléans, der nach dem Tode des Dauphin später als Heinrich II den Thron besteigen sollte. Wir werden die Folgen sogleich kennenlernen.

Indessen, wie die dynastische Idee überall Kampfmittel und letztes Prinzip der Staatsleitung geworden war, wie Karl während seiner Abwesenheit aus Spanien selbstverständlich die Kaiserin zur Regentin gemacht hatte, in den Niederlanden erst seine Lante Margarete, dann seine Schwester Marie und in Deutschland seinen Bruder Ferdinand zu Statthaltern, so konnte man sich der-

selben Idee im Spiel der hohen Politik auch zur Versöhnung bedienen. Um diese Zeit taucht zum ersten Male wieder der Gedanke einer bayrisch-österreichischen Heirat auf, wie sie zwölf Jahre später wirklich zu der großen Wendung in der bayrischen Politik führen sollte. Es war die Zeit nach der württembergischen Unternehmung, die den Habsburgern besonders durch die Haltung Bayerns sehr bitter gewesen war. Er verstehe, schrieb der Kaiser seinem Bruder am 14. August, daß der Heiratsplan für ihn „ein schwer verdaulicher Bissen“ sei, allein bei dem Reichtum, der Bedeutung und der politischen Rührigkeit des Hauses wäre die enge Verbindung „im Interesse der Christenheit“ doch sehr zu wünschen; der Erzbischof von Lund solle dafür tätig sein. Ferdinand erlebte im Linzer Vertrage vom 11. September 1534 auch von Bayern die Anerkennung seiner Königswürde.

Wie alle ergebnislosen Heiratsabreden, so waren erst recht diejenigen, die bezweckten, den habsburgisch-französischen Gegensatz zu beheben, durchaus sinnvolle Versuche in einer politischen Grundform der Zeit. War der burgundisch-französische Gegensatz aus Erbstreit erwachsen, so konnte er am Ende durch Erbheirat beigelegt werden.

Das meinte in Frankreich vor allem der Connétable Montmorency. Er trat bereits im Frühjahr 1530 an den kaiserlichen Gesandten de Praet mit solchen Erwägungen heran, und am Kaiserhose ergriff man jetzt im Zuge der persönlichen Politik des Kaisers jede Gelegenheit zu friedlichen Verhandlungen. Seitdem im Sommer 1530 Eleonore wirklich als Königin in Paris eingezogen war, jagten sich die Pläne, durch Heiraten zwischen den Kindern des Kaisers oder Ferdinands und des Königs von Frankreich den Streit um Mailand oder Burgund aus der Welt zu schaffen. Ja, sie steigerten sich noch in ihrer Bedeutung und gewannen um die Mitte der vierziger Jahre ihre Höhe. Die Korrespondenzen der Vertreter an beiden Höfen sind voll davon, und so nichtig uns alle diese nie verwirklichten Vorschläge und Bedingungen anmuten, so ernst wurden sie zeitweilig genommen.

Als Förderer solcher Projekte und Besprechungen gingen auch vornehme Botschaften von Hof zu Hof. Besonders eindrucksvoll der angeblich private Besuch von Karls höchstem Würdenträger Heinrich von Nassau in Paris während des Herbstes 1534, der uns in Instruktionen, geheimen Weisungen und Berichten genaue Einblicke verstattet in die Absichten und Mittel dieser Politik. So bleibt bemerkenswert, daß Karl sowohl durch Nassau wie durch Noircarmes ausdrücklich versichern ließ, daß er aus Liebe zum Frieden und zum Könige seine Ansprüche auf sein angestammtes Fürstentum Burgund zurück-

gestellt habe, obwohl sie für ihn wichtiger seien als Mailand für Frankreich. Man griff noch höher mit dem Vorschlage persönlicher Zusammenkünfte der Monarchen selber oder ihrer Damen. Verdankte man einer solchen nicht schon den Frieden von Cambrai? Allein, daß sich die Königinnen Eleonore und Marie, die seit ihrer Kindheit voneinander getrennt waren, gern persönlich gesprochen hätten, genügte der kaiserlichen Regierung noch nicht, die Regentin der Niederlande im Winter 1532/33 nach Frankreich reisen zu lassen, da man dabei über- vorteilt zu werden fürchtete.

Denn wie alle politischen Mittel war auch dieses durch Mißbrauch schon wieder entwertet. Heiratsprojekte und Entrevuen dienten längst auch zum Aushorchen, zur Verschleierung oder zur Befänftigung gereizter Stimmungen. Jetzt wurden sie von französischer Seite empfohlen, um auf eine schickliche Art delikate Fragen, wie den Besitz von Mailand oder Neapel, neu zu diskutieren, obwohl sie durch feierliche Verträge eindeutig erledigt sein sollten.

Neben der dynastischen Idee hatten einzelne Länder und Reiche natürlich noch ihre besonderen oder besonders gefärbten ideellen Grundlagen, unter denen schon Ansätze zu dem beobachtet werden können, was wir im 19. Jahrhundert uns gewöhnt haben, das Nationale zu nennen. Es war alt und stark in Frankreich, stark in Spanien; im Aufbrechen, aber gefährdet, in Deutschland. Sein besonderer Zug lag bei den Spaniern in einem aus den Traditionen der Reconquista rassenmäßig und orthodox empfundenen Kämpfertum. Dazu konnte Karl nicht eigentlich ein ursprüngliches Verhältnis haben; eher schon zu dem literarisch so oft gestalteten Ideal des armen Edelmanns, der nichts kennt als Gott, König und Ehre — mochte er immer als Burgunder die Güter dieser Welt höher einschätzen.

Denn in den Niederlanden herrschten eigentlich die völlig entgegengesetzten Stimmungen. „Diese Lande sind vorzüglich auf den Handel gegründet“, schrieb Karl in seiner sehr vertraulichen Instruktion für Heinrich von Nassau vom Sommer 1534 — „man muß darauf Rücksicht nehmen“. Demgemäß verlangte er durch den Grafen Cifuentes, der jetzt sein Gesandter in Rom war, daß zwar die schärfsten Zensuren gegen den König von England wegen seines Verhaltens gegenüber der legitimen Königin ausgesprochen würden, aber das Interdikt nicht auf das ganze Land, ja nicht einmal auf irgend größere Teile gelegt werden dürfe, weil das den niederländischen Handel störe. Ja, er selbst hatte sich schon bald nach dem Augsburger Reichstag gezwungen gesehen, den Kaufleuten von Antwerpen, die ihm in seiner Geldnot helfen sollten, sehr pein-

liche Zusicherungen gegen Konfiskation ihres Vermögens aus Gründen ihrer religiösen Haltung zu erteilen.

Aber dieser Handel erscheint doch nicht bloß als eine Sache des privaten Nutzens. Er erzeugte den allgemeinen Wohlstand, er wurde als nationales Gut empfunden und konnte sogar zum Kriege mit Dänemark oder Lübeck treiben. Er schuf auch allgemeine Ideen. Natürlich war es ein jugendliches Kraftgefühl, was die Niederländer gegenüber den an Stapelrechte und Monopole gewöhnten Hansestädten den freien Handel, die „Freiheit der Meere“ fordern ließ. Umgekehrt freilich versagten die Spanier und Portugiesen auf den Ozeanen und in den Neuen Indien diese Freiheit anderen Nationen auf Grund ihrer Privilegien und Verträge.

Wie lebendig inzwischen der Handel großen Stils durch das Weltreich pulsierte, haben wir soeben in Venezuela noch beobachtet. Und doch kann man nicht sagen, daß der naheliegende Gedanke eines Handelsfriedens, etwa von den Niederlanden aus, ernstlich schon zu den tragenden Ideen des Gesamtreiches Karls V gehört hätte. Nur Möglichkeiten, mitwirkende Kräfte, lagen hier wie auch in dem Verhältnis der Niederlande zu England und Schottland.

Dagegen blieb der mittelalterlich weltanschauliche Gehalt des Kaisertums bei den Regierenden wie bei den Völkern mächtig, wirksam und umstritten. Der Kaisergedanke, halb geistlich, halb weltlich, schloß das Amt des Schirmvogtes der römischen Kirche und ihre Verteidigung in sich, also auch die Ausbreitung ihres Glaubens in der Neuen Welt, die Bekämpfung der Ketzerei und die Abwehr der Ungläubigen. Die Spanier freilich wahrten sich ihre Sonderrechte in den Neuen Indien noch mit einer subtileren Begründung, wenn etwa Francisco Victoria 1532 in Salamanca lehrte, daß weder das Kaisertum, noch weltliche Ansprüche des Papstes ihnen die Herrschaft über die durch Naturrecht geschützten Eingeborenen hätten geben können, wohl aber das vom Papst verliehene Missionsrecht, was die Fernhaltung anderer Mächte in sich schliesse um des Friedens und der Einheitlichkeit der Missionierung willen.

Innerkirchlich gipfelte die Kaiserpflicht seit den Tagen Sigismunds in der Sorge für ein allgemeines Konzil als die letzte Hilfe in Zeiten gefährlicher Kirchennöte zur Bekämpfung von Schisma, Ketzern und Türken. Hier überall kann man von tragenden Ideen reden, auch von bewußten Gegenströmungen, soweit es sich um kaiserliche Vorrechte auf dem Konzil handelte. Indessen mischten sich vielerlei Züge in den konziliaren Gedanken. Der Glaube an das demokratische Prinzip der allgemeinen Kirchenversammlungen, mit der ihnen

innerwohnenden Repräsentatividee, hatte das 14. und 15. Jahrhundert glücklich gemacht, sich dann freilich über den Vorgängen von Konstanz und Basel aufgespalten in Reste des alten ökumenischen Vertrauens auf das Charisma der Konzilien und in die mehr politische Überzeugung von einer möglichen Gegenfäßlichkeit zwischen Papst und Konzil, die es gestattete, den Konzilsgedanken auch als Waffe, als Schreckmittel gegen den Papst zu benutzen. Jetzt, um 1532/33, lagen die Dinge so, daß der Kaiserhof und Deutschland das Konzil forderten, der Papst als Bastard und als Monarch es verabscheute. An seiner Seite standen Frankreich und aus ganz anderen Gründen England. So ist es gekommen, daß Versprechungen und Verabredungen über ein Konzil, förmliche Einladungen, Absagen und Ausflüchte jeder Art sich genau so hinzogen, wie die fürstlichen Eheprojekte.

Nach der Kaiseridee blieb der Papst für Karl V schlechtthin die wichtigste Größe. Wir haben das Hin und Her ihrer Beziehungen durch mehr als zwölf Jahre begleitet. Wir hörten am Hof und in der Kanzlei oft sehr scharfe Töne gegen die Päpste — vom Kaiser nicht eigentlich verleugnet, aber immer wieder gemäßigt. Noch in seinen Memoiren besleißigte er sich trotz trübster Erfahrungen der größten Zurückhaltung. Die schärfste Wendung ist einmal: „Gott weiß, warum der Papst das tat“ — sicher in dem Sinne, er stelle das Unbegreifliche Gott anheim. So neigte er meist zur Langmut, stets zur Ehrerbietung; doch werden wir bei ihm Augenblicke stärkster Erregung erleben.

Nun traf er sich zum zweiten Male mit Clemens VII in Bologna, vom Dezember 1532 bis Ende Februar 1533. Der Weg von Wien durch Kärnten und Friaul hatte ihn über Mantua geführt, wo seine Einkehr im Hause der Gonzaga überaus festlich war. Ferrante Gonzaga, bald sein Vizekönig in Sizilien, war einer der jüngsten Ritter des Goldenen Vlieses; der Herzog selbst wurde dem Kaiser wegen Montferrat verpflichtet. Im übrigen berührte sich Karl hier und in Bologna zum zweiten Male, jetzt enger, mit der Kultur der italienischen Renaissance, ohne daraus wirklich eine innere Ablenkung zu erfahren. Aber er nahm doch von Ariost die Widmung des eben vollendeten Rasenden Roland entgegen und gewann in Lizian seinen bevorzugten Maler. Man wird es nicht ganz übersehen, daß Karl zeitlebens Wert legte auf auserlesene Musik, und daß ihm gerade dieser, neben Giorgione am meisten musikalische und warme Venezianer so nahe trat. Jetzt schuf er für den Kaiser das sehr repräsentative Bild des Prado, in stehender Figur mit der Ulmer Dogge, auf der lässig seine linke Hand ruht. Das Bild ist sehr fürstlich, prachtvoll und reich, auch in der Kleidung; so, wie der Kaiser öffentlich erscheinen

mochte; denn er liebte noch immer die Jagd, die Feste und Bankette und das ritterliche Auftreten. Später sollte der Maler ihm etwas tiefer in die Seele schauen.

Von den Bologneser Verhandlungen bemerkte der Kaiser in seinen Memoiren, „daß er sich mit Seiner Heiligkeit getroffen habe, jedoch ohne den vollen Erfolg, den er davon erwartete“. Bezog sich das auf sein Verhalten zu dem in Regensburg erneut versprochenen Konzil oder auf Karls Versuche, den Papst von der geplanten engeren Verbindung mit Frankreich zurückzuhalten? Vielleicht auf beides. Jedenfalls war das am 24. Februar 1533 feierlich vollzogene Bündnis bereits mit den französischen Neigungen des Papstes belastet. Papst und Kaiser verpflichteten sich danach zu Botschaften wegen eines Konzils an Frankreich und an die deutschen Protestanten. Lehnen diese ab, so soll ein Abkommen mit ihnen versucht werden ohne Preisgabe wesentlicher Glaubensartikel. Scheitert auch das, so wollen sie andere Maßregeln ergreifen. Zur Türkenabwehr wird der Papst drei, der Kaiser elf Triremen ausrüsten, bei größerer Gefahr jeder seine ganze Macht; in diesem Falle verspricht der Papst auch, mit Quartan, Zehnten und Ablassgeldern zu helfen. Es ist geplant, dazu die deutschen Stände und die Johanniter in Malta aufzubieten. Trifft sich aber der Papst aus Anlaß der in Aussicht genommenen Heirat seiner Nichte und des Herzogs von Orléans mit dem König von Frankreich, so will er die Gelegenheit benutzen, für das Konzil, für die Türkenabwehr, für die Durchführung der Friedensverträge von Madrid und Cambrai zu wirken; auch für die Anerkennung des kirchlichen Rechtsweges in der englischen Ehefrage.

Die Kaiserpolitik hatte zur wesentlichsten Voraussetzung eine dauernde Befriedung Italiens, die in einem zweiten großen Bündnis, wie so oft in vergangenen Jahren, verbrieft wurde. Diesmal waren alle Staaten bis auf Venedig einbezogen. Es vereinigten sich also der Kaiser und der Papst, dieser auch für Florenz und das Haus Medici, mit den Herzögen von Mailand, Mantua und Ferrara, sowie den Städten Genua, Siena und Lucca zur Abwehr aller Angriffe auf den Frieden und den gegenwärtigen Besitzstand in Italien, unter ausdrücklicher Anerkennung der Verträge von Madrid und Cambrai. Die Anteile an den Rüstungen wurden festgelegt; zum Generalkapitän der Liga Antonio de Leyva bestellt. Das Ganze konnte nur defensiv gegen Frankreich gemeint sein. Ebenso das Abkommen, das Karl bei einem Besuche seines Schwagers und seiner Schwägerin von Savoyen in Bologna mit diesen traf. Die Verwandten gaben damals sogar ihren Sohn dem Kaiser zur Erziehung mit nach Spanien.



Scheinbar also stand man im letzten Jahre des Pontifikates Clemens' VII genau so wie am Ende der Regierungen Leos X und Adrians VI. Durch unbeirrte Folgerichtigkeit seiner Politik, hervorragende Generale und Gesandte hatte der Kaiser aufs neue wenigstens diesen äußeren Erfolg erzielt.

Allein durch das ausdrücklich anerkannte nahe Verhältnis des Papstes zu Frankreich waren die Verträge ebenso ausgehöhlt, wie durch seine nicht minder offenkundige Abneigung gegen das Konzil. Die verabredeten Botschaften wurden wirklich abgesandt, aber es ist überaus bezeichnend, daß es der Kaiser für nötig hielt, in der Geheiminstruktion für seinen Ratspräsidenten von Mezheln, Lambert de Briarde, an die deutschen Fürsten dem Gesandten ausdrücklich einzuschärfen, etwaige Nachenschaften des Nuntius gegen das Konzil sorgfältig zu überwachen.

Bald nachher begab sich der Papst wirklich zu der in Marseille am 27. Oktober 1533 prunkhaft begangenen Hochzeit seiner Nichte. Das hieß zugleich zur offensiblen Freundschaftserklärung gegenüber dem französischen Hofe. Der Papst wünschte für das junge Paar Urbino; Frankreich hätte lieber Mailand, Montferrat, Parma und Piacenza gehabt. War es versteckte Prahlerei mit der Macht seines neuen französischen Freundes oder ein Rest oberhirtlichen Gewissens, daß der Papst von Marseille aus dem Kaiser nähere Mitteilungen machte über die engen Verbindungen des allerchristlichsten Königs mit den Türken? Diese schickten sich eben an, die Küsten des Mittelmeeres, auch des Kirchenstaates, zu plündern und Tausende von Christen in die Sklaverei abzuführen. Karl empfand ganz richtig, daß es die neue Verbindung mit dem verblendeten Papsttum war, die den König von Frankreich in dem Übermut bestärkte, auch seinerseits den Unfrieden wieder nach Italien zu bringen — nicht ersättigt mit dem vertragswidrigen Besitz von Burgund und dem Elend unglücklicher Feldzüge seit mehr als zehn Jahren. Am 24. April 1534 schrieb er seinem Bruder, er wolle es dem Papst sehr deutlich sagen, daß seit der Entree von Marseille sich die Unruhen in Italien und in Deutschland mehrten und die Abhilfe in der Religion täglich schwieriger werde.

Gleichwohl, die Verbindung Frankreichs mit der Pforte und mit ihrem neuen Vasallen Chaireddin Barbarossa, Herrn von Algier und Tlemcen, war doch das weltgeschichtlich entscheidende Ereignis dieser Jahre. Sie zwang auch Karl zur Aufnahme der bis dahin vernachlässigten Mittelmeerpolitik. Er sollte damit eine neue, diesmal selbstverdiente Stufe seines Ruhmes gewinnen — in Tunis.

Vorher müssen wir uns kurz ein Bild von den weiteren Hintergründen der europäischen Politik zu machen suchen.

Wie weit lagen die Zeiten zurück, in denen Wolsey das Zünglein an der Waage der großen Politik war, da die Fürstentage am Kanal die Summe des europäischen Interesses auf sich zogen. Die Führung war längst an den Kaiser übergegangen. Alle anderen konnten wohl stören, wohl empfindlich eingreifen, wohl für sich eigene Wege gehen, aber letzten Endes drehte sich jetzt doch alles um den Kaiser.

England war zur Zeit ganz mit seinen unerfreulichen inneren Wirren beschäftigt. In diesen beiden Jahren 1533 und 1534 erfolgten die lange erwarteten Sentenzen Clemens' VII, zuerst die große Exkommunikation vom 12. Juli 1533, und die entscheidenden Entschliefungen des Königs und der Convocation vom 23. Mai 1533, des Parlaments vom März 1534. Heinrich VIII bedurfte in diesen Jahren der Anlehnung, die er bereitwilligst bei Frankreich fand, und Karl mußte wie in früheren Jahren von diesem Bunde jede Gehässigkeit, vielleicht sogar ernstliche Gefahren erwarten. Er ging deshalb so weit, in seiner Instruktion vom 26. Februar 1535 an Hannart nach Paris, also zu einer Zeit, da die verstößene Königin, seine Tante, noch lebte, ganz vertraulich sagen zu lassen, daß er mit Rücksicht auf die großen Anliegen der Christenheit nicht nur Frankreich, sondern sogar England so weit entgegenkommen wolle, wie er es irgend mit Gewissen und Ehre vereinigen könne. Er fordere nur, daß der König von England seine Ehesache bis zum Konzil suspendiere, die Königin und ihre Tochter bis dahin in Ehren halte und sich nicht an Machenschaften gegen ihn, den Kaiser, und den römischen König in Deutschland, in Dänemark oder Lübeck befeilige; er hätte erst recht hinzufügen müssen, und meinte es auch wohl so: in Frankreich oder Italien, wie früher.

Allerdings war der Streit um Dänemark in ein neues Stadium getreten durch den Tod des Königs Friedrich am 10. April 1533. Der Reichsrat schob die Königswahl hinaus und veranlaßte dadurch die noch immer gegen die Niederlande erregten Lübecker, sich auch ihrerseits erneut einzumischen.

Während der niederländische Handel mit England und Schottland in dieser Zeit noch über die immanente Sicherheit der Gegenseitigkeit verfügte, wurde derjenige in der Ostsee von Lübeck seit jeher bestritten. Die Königin der Ostsee ging noch weiter. Statt sich ihrer tatsächlichen Schwäche bewußt zu sein, trumpfte die seit 1529 radikal-demokratische Regierung Lübecks auf und begehrt wieder den vor Jahrhunderten einmal erworbenen Einfluß auf die Besetzung des dänischen Thrones und die Schließung des Sundes. Die Lage war

unendlich verwickelt und erforderte mehr Klugheit und Takt, als Jürgen Bullenweber und Genossen aufzubringen in der Lage waren. Nicht nur Gustav Wasa von Schweden hatte mitzusprechen, sondern im ganzen dänisch-norwegischen Staat spielten immer noch die ungeklärten kirchlichen Verhältnisse eine große Rolle. Auch in betreff der Söhne Friedrichs waren die Meinungen geteilt. Johann, noch minorenn, galt für altkirchlich; sein Vater hatte für ihn in den Niederlanden um eine Tochter des gefangenen Königs angehalten; dort hatte man aber die Verbindung mit dem Usurpator abgelehnt, obwohl der Plan an sich gut gedacht war. Der ältere Sohn, Christian (III), Herzog von Holstein, neigte wie sein Vater den Neuerungen zu; er stützte sich vorzüglich auf den holsteinischen Adel, der seinerseits wieder in allerlei lokalen Reibereien mit Lübeck lag. Christian fand bald auch Anhang in Jütland und gewann überraschenderweise sogar die niederländische Unterstützung im Vertrage von Gent (9. September 1533) gegen das Versprechen der Offenhaltung des Sundes. Das bedeutete natürlich zugleich eine Stellungnahme gegen Lübeck, das seit dem letzten Kriege noch immer in offener Piraterie und Feindschaft mit den Holländern geblieben war. So eröffneten sich diesen im Zeitalter des aufsteigenden Fürstentums wachsende Handelsaussichten gegenüber der staatlich ungeschützten Hanse.

Lübeck, übel beraten und ohne innere Linie, nahm sich nun des früher bekämpften Christians II an, ohne daß es, auch in Zeiten des Erfolges, irgendwelche Anstalten zur Befreiung des Königs getroffen hätte. Er stand im Bunde mit den Sundstädten Kopenhagen und Malmö. Der Städtebund gewann in Christoph von Oldenburg einen tatkräftigen Führer, während Markus Meyer von Lübeck mit auswärtigen Mächten in Fühlung blieb. Heinrich VIII schloß mit ihm sogar einen förmlichen Vertrag, dessen erster Artikel bezeichnenderweise die Anerkennung seiner Scheidung und seiner Ehe mit Anne Boleyn war; so großen Wert legte der König auf die moralische Unterstützung. Die Städte schlugen sich tapfer, aber es fehlten ihnen das reife Maßhalten und die Treue. Denn ohne Not boten sie in dem Herzog von Mecklenburg noch einen vierten Thronkandidaten auf und verletzten durch ihn und seine Leute den Oldenburger, der ohnehin seiner persönlichen Neigung nach mehr zum Adel als zu den Städten hielt.

Das Interesse der niederländischen Regierung an diesen Vorgängen war ein doppeltes. Dynastisch wollte der Kaiser wenn auch nicht die Ansprüche Christians II, so doch die Erbrechte seiner Töchter vertreten; außerdem nicht auf die Möglichkeiten einer kirchlichen Restauration verzichten. Er wurde

begreiflicher Weise bestürmt mit Projekten. Einer seiner gewandtesten Diener, der verjagte Erzbischof von Lund und Bischof von Roskilde, Johann von Weeze, zur Zeit Gesandter bei König Ferdinand und beauftragt mit Vermittlung in der ungarisch-siebenbürgischen Sache, schrieb lange Denkschriften und Berichte, in denen er sich auch einmal selbst als Eroberer von Dänemark anbot, falls der Kaiser sich zurückhalten wolle. Ein zweites Projekt knüpfte an den Pfalzgrafen Friedrich an, den wir seit zwanzig Jahren um eine habsburgische Prinzessin haben werben sehen. Karl gab ihm den Vorzug vor seinem Neffen, dem Pfalzgrafen Philipp; auch vor dem Könige von Schottland; ernstlich erwog er den Herzog Ludwig von Bayern trotz des wenig schmeichelhaften Bildes, das er von ihm in Erinnerung hatte; aber für die Bayern hatte bald der Herzogshut von Mailand mehr Anreiz als die nordische Krone. So heiratete denn der dreiundfünfzigjährige Pfalzgraf Friedrich im September 1535 die vierzehnjährige Dorothea, die Schwester Christines. Aber der Pfalzgraf vertrat jetzt und später seine Anwartschaft, ebenso wie der Kaiserhof, nur in Briefen und Manifesten. Er bestieg um dieser Königskrone willen kein Schiff und kein Streitroß.

Für die Regentin der Niederlande blieben tatsächlich die wirtschaftlichen Interessen wichtiger. Sie beteiligte sich deshalb eifrig an den Tagsatzungen zur Beilegung der nordischen Wirren, zumeist in Hamburg. Besonders denkwürdig die Sitzung vom März 1534, auf der Georg d'Austria, Bischof von Brigen, Gerhard Mulert, Maximilian Transilvanus und Cornelius Bemmink die Niederlande vertraten. Es ging scharf her. Hier standen die Reichsuntertanen des Kaisers gegen die Niederländischen, und das mittelalterliche Prinzip der Privilegien gegen das neue des Freihandels. Auf die Anklagen der Niederländer verwahrte Hieronymus Schorf die Kaisertreue der Lübecker, schob aber den Niederländern die Schuld zu, da Lübeck unmöglich auf seine Entschädigungsansprüche aus dem letzten Kriege verzichten könne. Und doch sei es dazu bereit, falls die Holländer ihrerseits dem Ostseehandel entsagten. „Das Meer ist frei für die ganze Welt“, entgegnete ihm der kaiserliche Vertreter der Niederlande. Aber die Lübecker blieben hartnäckig. Erst als ihre ganze Politik daheim und in Dänemark Schiffbruch gelitten, Christian III sich durchgesetzt hatte und Jürgen Wullenweber gestürzt und gerichtet war, brachte es die allgemeine Lage mit sich, daß die Ansprüche der Niederländer auf die Freiheit des Handels und Verkehrs durchdrangen.

Darüber ist Zeit vergangen, und auch aus anderen Gründen blieb die dänische Frage noch lange ein Moment der Beunruhigung im Norden.

Die Niederlande aber hatten jetzt und später eine tiefere Kraftquelle in ihrer religiös sittlichen Erregbarkeit. Schon zu Beginn seiner Regierung hatte Karl den reformatorischen Bewegungen in den Niederlanden die größte Aufmerksamkeit geschenkt, aber diese Bewegungen durch die Härte seiner Maßregeln nur in das undurchdringliche Dunkel des Lebens hinabgedrückt. Dieser Kirche der Verfolgung bemächtigte sich deshalb ein gefährlicher Radikalismus, der zu den merkwürdigsten Überschwenglichkeiten in Vorstellungen und Lebenshaltung führte. Die Ängste der Angebereien und Hinrichtungen, die Verborgenheit aller Zusammenkünfte, der Anblick bewunderter Opfer steigerten das Bewußtsein der Auserwähltheit und der Gotteskindschaft, die Abkehr von den Schlechten und Halben, die Wirkung einzelner Persönlichkeiten und damit den willkürlichen Charakter der Bewegung, der die objektiven sichtbaren Ordnungen versagt blieben. Melchior Hofmann aus Schwäbisch-Hall hatte eine gesteigerte Schwärmerei hinter sich zurückgelassen und die Wiedertaufe als das Zeichen des Geistigen und Erlebten im Glauben. Dann war 1530 in dem Bäcker Jan Mathys aus Harlem ein Prophet aufgestanden, der den Erregten und Erwartenden die viel packendere Losung einer Propaganda der Tat brachte. Es gingen Stimmungen um, wie sie später das „Buch der Rache“ in Münster formulierte. „Gott wird die Gottlosen erschrecken und ihnen die Macht nehmen. David wird er seine Hand stärken, seinen Finger zum Streit lehren. Er wird seinem Volke eiserne Klauen machen und eiserne Hörner. Pflugeisen und Hacke wollen sie zu Schwertern und Speißen machen. Einen Hauptmann werden sie aufwerfen, das Fähnlein fliegen lassen und in die Posaune stoßen.“

Furchtbare Überschwemmungen in Holland und Seeland, Missernten, mangelnde Einfuhr wegen des dänischen Krieges, Arbeitslosigkeit und geschmälerte Absatzmöglichkeiten der Industrie steigerten sich gegenseitig in der Wirkung und brachten Hunger, Not und Empörung mit sich. Der Zug der 3000 „Kinder Israels“ über die Südersee war eine völlig elementare Bewegung, und wenn auch einsichtige Behörden und Gerichte Hunderte der armen Teufel laufen ließen, so steigerten doch die blutigen Exekutionen an anderen Stellen wieder die irrenden Leidenschaften der innerlich geheßten und apokalyptischen Verheißungen hingeebenen Schwärmer. Ihnen allen ward es zum Wahrzeichen der Erfüllung, daß in der westfälischen Bischofsstadt Münster der Landesherr weichen mußte und ein Regiment der Gotteskinder aufstand — erst mit demütigem Staunen, dann mit einem Laumel der Raserei begrüßt und durchlebt, die sich in der Verteidigung gegen die landesherrlichen Belagerer im Sommer 1534 aus den ursprünglichsten Stimmungen der Verfolgten zum

letzten treiben ließ, um nach dieser ungeheuren Explosion nur den ausgebrannten Krater zu hinterlassen.

In den Niederlanden dauerte der Zustand der Erregung noch länger. Für den Geschichtsschreiber bleibt er ein Symptom kommender Zeiten, in denen glühender Freiheitsinn und leidenschaftlicher Glaube triumphieren sollten. Aber schon jetzt zeigten sich neben den Ansprüchen des hohen Adels, den Eigenwilligkeiten der Städte, den üppigen Bereicherungen und wechselnden Krisen des Handels diese Züge tieferer Beunruhigung des kleinen Volkes gegenüber dem spanisch-habsburgischen Kaisertum.

Das Mittelmeer, Asien und Afrika. Türken und Franzosen

Der Kampf zwischen Orient und Okzident, zwischen Christentum und Mohammedanismus, der sich in unseren Tagen des religiösen Gehalts entkleidet hat, ohne verschwunden zu sein, hatte seine ersten Höhepunkte im 8. und 12. Jahrhundert. Beide Male waren burgundisch-flandrische Geschlechter Vorkämpfer der Christenheit. Ihr Erbe lag jetzt bei den Habsburgern, die den chronisch gewordenen Kampf an der Donau von Albrecht II bis auf Leopold I blutig bestanden; auch in Spanien und Neapel rückten sie nun in die Front der Abwehr ein; hier als Erben der katholischen Könige und des Kimenez. Daß die scharfen Maßregeln gegen die Moriskos in Spanien auf ihre Stammes- und Glaubensbrüder in Nordafrika erregend zurückwirkten, ist offenkundig; viele flohen nach dort hinüber. Von den Dabeimgebliebenen sagte man, sie ermunterten und führten die Piraten, die zu Schiff die Küsten plünderten; wie in Cadix, Malaga, Murcia und Valencia, so in Sizilien und Neapel.

Sie im Zaume zu halten, hatten die Spanier an der Nordküste von Afrika viele feste Plätze, von denen aus dies Unwesen betrieben wurde, in ihre Hand gebracht und durch Garnisonen in den beherrschenden Burgen festgehalten; gelegentlich auch Flottenkämpfe herausgefordert, nicht immer mit dem gewünschten Erfolge. Sie besaßen an der Westküste von Marocco Santa Cruz de mar pequeña, an der Nordküste wenigstens bis 1522 Velez de la Gomera; weiter Tenes, Algier mit dem Felsen, dem Peñon d'Algel, Dellys und Bugia, die aber neuerdings zumeist verloren waren. Im Mai 1529 mußte auch die Zitadelle von Algier dem früher schon genannten Chaireddin Barbarossa geopfert werden. Im Frühjahr 1530 ließ Karl den Andrea Doria eine erfolg-

reiche Unternehmung gegen das Piratennest Cherchel westlich Algier durchzuführen; aber mit Barbarossa selbst wagte auch Doria nicht anzubinden. Noch weniger vermochten das aus eigener Kraft die seit dem Frühjahr 1530 endgültig auf Malta angesiedelten Johanniter. Im nächsten Jahre 1531 nahm Alvaro de Bazan den Hafen des binnenländischen Tlemcen, das nördlich davon gelegene Honeine. Von Dorias Unternehmen an der Adria war schon die Rede; jetzt wurde Coron auf dem Peloponnes wieder entsetzt und erst später (1. April 1534) freiwillig aufgegeben.

Indessen erschien der unternehmungslustige, obwohl schon bejahrte Barbarossa erst recht gefährlich durch seine Ergebung in die Dienste des Sultans, wofür ihm dieser den Befehl über namhafte Teile der türkischen Flotte überließ. Er ging nun vollends auf Piraterie großen Stils, plünderte die Küsten und verschleppte Christen massenhaft als Sklaven. Man erzählte mit Grauen, daß es ihm eines Tages an der Küste Neapels fast gelungen wäre, die schönste Frau Italiens, Giulia Gonzaga, die Gemahlin des Vespasiano Colonna, zu fangen, um sie dem Sultan in seinen Harem zu liefern.

Zu solchen Plagen steigerte sich der Kampf der Osmanen gegen die Christenheit, und nicht nur der Kaisergedanke, sondern primitivste Herrscherpflicht und Menschlichkeit legten Karl die Notwendigkeit der Abwehr auf. Da aber die türkischen Vorstöße an der Donau wie im Mittelmeer politisch gegen die Macht des Hauses Habsburg gerichtet waren, so ergab sich für den König von Frankreich die Versuchung, seinerseits mit den Türken gemeinsame Sache zu machen. Für Frankreich leuchtete zugleich die Hoffnung auf, seine Absichten auf Genua mit Hilfe der türkischen Flotte zu verwirklichen. Hinter dieser Türkenpolitik, in die sich Franz I immer tiefer verstrickte, stand die völkerrechtlich erhebliche Tatsache, daß auf diese Weise die bis dahin verabscheute Welt des Islam in das Recht der europäischen Staaten aufgenommen wurde.

Auch in Siebenbürgen gab es Verhandlungen nach beiden Seiten durch die Verschwägerung des Voivoden mit Polen und durch sein Vasallenverhältnis zu den Türken — zugleich der Anfang eines neuen politischen Systems an der unteren Donau. Ferdinand aber war nach der doppelten Abwehr der Türken von 1529 und 1532 seinerseits mit ihnen in Verhandlungen getreten wegen des Friedens und wegen der Abgrenzung der beiderseitigen Macht auf dem Boden Ungarns. In der feierlichen Audienz vom 22. Juni 1533 erhielten seine Gesandten sogar einen ehrenvollen „ewigen Frieden“.

Längst wünschte sich auch der Kaiser an diesen Botschaften zu beteiligen, zuletzt durch Entsendung des Cornelius Schepper, der aber unter den Gesandten

Ferdinands erscheinen sollte. Man mußte indessen an der Pforte durch Zuträger aller Art genugsam, wie sich die Dinge in Wirklichkeit verhielten, und die eingehenden Berichte, die wir über diese Gesandtschaften besitzen, geben ein gutes Bild von der großsprecherischen Haltung des Sultans, der zwar mit Ferdinand in Frieden treten wollte, nicht aber mit dem Kaiser, den er in seiner Ohnmacht gegenüber den Protestanten und dem Papst auch noch verspottete.

Frankreich pflegte die Beziehungen zur Pforte spätestens seit 1528, wo der spanische Emigrant Rincon seine Tätigkeit begann. Graf Nogarola, der 1530 mit den Gesandten Ferdinands an die Pforte zog, fand ihn hier bereits in hohen Ehren. 1532 gelangte Rincon zu bestimmten Abmachungen, wobei auch Marillac und sein Sekretär la Forest mitwirkten. 1535 zog die erste förmliche französische Gesandtschaft nach Konstantinopel, die im Februar 1536 das lange vorbereitete Bündnis abschloß. 1537 empfing König Franz selbst türkische Gesandte, obwohl er jetzt und noch lange im eigenen Lande mit starker Abneigung gegen diese Politik rechnen mußte.

Andererseits hatte auch die spanisch-habsburgische Politik das System der Allianzen in den Rücken des Gegners getragen. Spanier und die in Vorderindien ansässigen Portugiesen gewannen Anknüpfungen mit dem Schah von Persien, der selbst in schweren, wenn auch unterbrochenen Kämpfen mit den Türken lag. Jean de Balbi hatte im Mai 1530 bei den Persern insofern eine ausgesprochen ungünstige Lage vorgefunden, als der Schah sich gerade mit den Türken vertragen hatte, um die Hände freizubekommen für seinen Kampf in Chorasam. Im übrigen blieb Portugal, als Kolonialmacht und dynastisch dem Kaiserhof verbunden — doch auch von Frankreich umworben —, im eigenen Interesse bedacht auf Neutralität zwischen den beiden großen Gegnern.

Gegen 1535 bestand also eine Wechselwirkung zwischen den asiatisch-afrikanischen und den europäischen Machtgruppen.

Karl war seit Ende April 1533 wieder in Spanien. Hatte die Kaiserin mit glücklicher Hand die Cortes von Castilien gehalten, so fand Karl im Sommer des Jahres bei den Aragonesen in Monzon die alten Schwierigkeiten. Monatslang verhandelte er über die herkömmlichen Klagen und die von ihm geforderten Bewilligungen. Wegen Krankheit der Kaiserin verließ er vorübergehend die Cortesstadt, was wiederum zu umständlichen Förmlichkeiten führte. Später zog der Hof nach Castilien. Im Frühjahr hielt man längere Zeit zu Toledo und Segovia Residenz, im Herbst zu Valencia, also wieder im Norden; von Mitte Oktober 1534 bis zum März 1535 in Madrid.

In steigendem Maße erwärmte sich der Kaiser in dieser Zeit für eine Unternehmung gegen die Ungläubigen an der afrikanischen Küste. Sie gewann festere Gestalt, als Barbarossa von Algier aus sich im August 1534 auch noch der Herrschaft über Tunis bemächtigte unter Verdrängung des angestammten Herrschers Muley Hassan. Aber die Unternehmung wurde im größten Geheim vorbereitet; insbesondere erfuhr man erst im letzten Augenblicke, daß der Kaiser persönlich dabei sein wollte.

So waren seine Tage jetzt, abgesehen von den Cortesverhandlungen und den niemals fehlenden Spielen und Jagden, ausgefüllt von den diplomatischen und militärischen Vorbereitungen zum Zuge gegen Tunis.

Diplomatisch lag ihm alles daran, jede kriegerische Verwicklung im Norden, vor allem von seiten Frankreichs, zu vermeiden. Deshalb sah er im Sommer und Herbst 1534 die Erledigung der württembergischen Sache in erster Linie unter dem Gesichtspunkt, die deutschen Fürsten von Frankreich fernzuhalten. Aus demselben Grunde empfahl er Ferdinand am 14. August so dringend die Familienverbindung mit Bayern. Man müsse vergessen können, so redete er ihm zu, wie auch er vielerlei um des allgemeinen Wohles wegen ertrage. „Man muß die Dinge nehmen wie sie sind“, wiederholte er in seinem Briefe vom 4. September. Die übelsten Wirkungen befürchtete er von der englisch-französischen Freundschaft, und in den Instruktionen an seine Vertreter ging er bis an die Grenze des Tragbaren, wie wir eben noch gehört haben. Er wünschte freilich, daß die Königin und die Prinzessin Mary in England blieben, damit die Untertanen und die ganze Welt das Unrecht an ihnen um so lebendiger empfänden. Aber er gab doch sonst hier und in Frankreich eifrig gute Worte.

Eine Entlastung bedeutete für ihn der Tod des Papstes Clemens VII am 25. September, der durch seinen Besuch in Marseille den Kaiser verlegt, den König von England verärgert und den von Frankreich übermütig gemacht hatte.

Trotz aller Schwankungen der Beziehungen und der Machtverhältnisse spürte Frankreich die Stärke seiner geschlossenen Monarchie gegenüber den Schwächen dieser ungeheuren politischen und ideellen Inanspruchnahme des Kaisers. Ohne Scheu erhob der König exorbitante Forderungen. Er lasse sich die eheliche Verbindung zwischen seinen und des Kaisers Kindern gern gefallen, verlange aber als seinen angestammten Besitz und als das Erbe seiner Kinder Mailand, Genua, die Grafschaft Asti und Montferrat. Wenn der Kaiser Bedenken habe, selbst den Herzog Sforza zu beseitigen, so möge er ihm nur freie Hand lassen, zum allermindesten ihm das Herzogtum nach dem Tode Sforzas zusichern.

Der Kaiser mußte Stellung nehmen, und Granvelle, den wir nun fast in der Rolle Gattinaras finden, in seinen Denkschriften weniger umfassend, aber klar und scharf, brachte im November 1534 Erörterungen zu Papier mit dem Für und Wider eines Entgegenkommens gegen Frankreich. Sie gipfelten in völliger Ablehnung der französischen Forderungen. „Angesichts der Gewohnheit der Franzosen, ihre Verträge zu brechen, wie Vergangenheit und Gegenwart lehrten, würde man auch in Zukunft nichts von ihren Versicherungen und von den Vereinbarungen mit ihnen halten dürfen. Deshalb müsse der Kaiser nach Ehre und Gewissen seinerseits alle Abmachungen, also auch die mit Mailand und mit den anderen Staaten zur Aufrechterhaltung des Friedens in Italien, um so strenger innehalten. Am wenigsten dürfe er die Hand dazu bieten, diesen unzuverlässigen Gegner durch einen Machtzuwachs noch unverschämter und gefährlicher zu machen.“

Je bestimmter auch der Kaiser diese Meinung teilte, desto schwieriger wurde es, Frankreich hinzuhalten. Die betont feierlichen Gesandtschaften von Nassau und Noircarmes verfolgten im Grunde nur diesen einen Zweck. Zur Sicherheit freilich beauftragte Karl den Grafen von Nassau gleichzeitig, in den Niederlanden mit der Königin Marie alles für eine etwa notwendige Verteidigung einzurichten. Während des Herbstes 1534 rechnete er nach den Briefen an Ferdinand fast sicher mit dem Wiederausbruch des französischen Kriegs, „wenn Nassau keinen Erfolg haben sollte“. In letzter Stunde (April 1535) benutzte er noch die Reise des Pfalzgrafen Friedrich von Spanien in die Niederlande, um dem Könige sein oft bewiesenes Wohlwollen vorzurücken, seine Friedensbereitschaft, seinen Verzicht auf Burgund, und daß er nichts verlange als das Seinige und die Durchführung der letzten Verträge. Der Pfalzgraf sollte sich gegenüber den Einreden des Königs darüber beklagen, daß seine Unterstützung von Württemberg und Geldern ausdrücklich gegen die beschworenen Verträge verstoße. „Wenn der König von Frankreich“, so ließ er sagen, „auch nur ein Körnchen guten Willens besitzt, muß er einsehen, daß der Kaiser ihm überall so weit entgegengekommen ist wie möglich, und daß die Schrift des Königs an Kurfürsten, Fürsten und Stände von Deutschland, insbesondere die Anschuldigung einer Verhinderung des Konzils das Gegenteil der Wahrheit sagt.“ Jrgendeine Gewähr für den Erfolg dieser Vorstellungen erhielt aber der Kaiser nicht.

Das Manifest des Königs von Frankreich an die Deutschen vom 1. Februar 1535 sollte offenbar die eben gewonnenen Beziehungen zur deutschen Opposition vertiefen und verallgemeinern. Der Kaiser beantwortete es nicht in derselben öffentlichen Form, da er das für nicht schicklich erklärte. Wohl aber gab er am 19. April, schon von Barcelona aus, dem Grafen Roelyt, Adrian von Croy,

eine Instruktion an die deutschen Fürsten und Stände, deren Bedeutung für uns in der sehr lehrreichen, gewiß ebenso zutreffenden wie offensiblen Ausdeutung der kaiserlichen Politik liegt. Der Entwurf stammt von Granvelle, aber der Kaiser hat ihn eigenhändig durchkorrigiert.

Da heißt es, daß man die Deutschen schon für sehr dumm halten müsse, wenn man ihnen derartig notorische Unwahrheiten vorsehe. Die Einstellung des Königs von Frankreich zur Türkenabwehr und zum Konzil erhelle am deutlichsten daraus, daß er nach Mitteilung des Papstes selbst zu diesem in Marseille gesagt habe, er lasse die Türken nicht nur gewähren, sondern treibe sie noch an, und daß er seine Teilnahme am Konzil durchaus von der Übergabe Mailands abhängig mache. Ähnliches hätten den kaiserlichen Gesandten die Leute des Sultans in bezug auf den Frieden mit dem Kaiser gesagt. Er, der Kaiser, müsse es nun allerdings ablehnen, auf solche Weise den Türken zum Schiedsrichter zwischen christlichen Fürsten zu machen. Er verzichte auch darauf, von den Verhandlungen mit Barbarossa ausführlicher zu reden; Gritti, der Beauftragte des Sultans, habe dem Cornelius Schepper, einem glaubwürdigen Mann, offen erklärt, daß die türkische Flotte nur auf Betreiben Frankreichs an Barbarossa übergeben sei; auch wäre ein Hinausschieben ihrer Operationen selbst angesichts des Krieges mit dem Schah von Persien nicht angängig, da Frankreich bestimmte Versprechungen erhalten habe — natürlich zur Eroberung von Genua und anderen Plätzen Italiens.

Was den Vorwurf der Tyrannei und Machtbegier betreffe, fuhr er fort, so brauche er sich nicht erst zu entschuldigen, denn jedermann wisse, daß alle Kriege der letzten Zeit nur durch das Verlangen des Königs nach Mailand hervorgerufen seien. Der König habe ihn oft bestürmt, er wolle ihn, den Kaiser, zum mächtigsten Herrscher der Erde machen, wenn er dem Könige nur Mailand gäbe. Ihm dagegen habe nie etwas anderes vor Augen gestanden, als der Friede in der Christenheit, die Abwehr der Türken und das große Konzil. Er könne sich dafür auf alle deutschen Tagungen von Augsburg, Regensburg und Nürnberg berufen. Bei dem Gedanken einer Eheschließung ihrer Kinder habe ihm auch nur die Mitwirkung des Königs bei der Türkenabwehr und beim Konzil vorgeschwebt; zum Überfluß habe er dem Sohn des Königs noch eine hohe Rente aus Mailand in Aussicht gestellt. Der König dagegen verlange Mailand, Genua, Asti und Montferrat — oder gar Florenz! An wem hänge also der Verdacht der Eroberung? Der Behauptung, daß der König mehr für das Konzil getan habe als der Kaiser, stehe das ausdrückliche Zeugnis eines noch lebenden Nuntius entgegen, daß der Papst den König weder zum Konzil

noch zur Türkenabwehr habe bestimmen können. Wenn der König sich brüste, den neuen Papst bei der Wahl auf das Konzil festgelegt zu haben, so verkleinere er damit das Kollegium der Kardinäle und maße sich kaiserliche Rechte an; er brauche sich auch nicht um den Ort des Konzils zu kümmern, da seine Gegenwart dort nicht nötig sei. Was den Handel betreffe, so kämen alle Edelmetalle aus Deutschland, zumal aus seinen und Ferdinands Erblanden und würden in Frankreich zum allgemeinen Schaden als Münze nur verschlechtert. Endlich sollte Roeytz gegenüber den entgegengesetzten französischen Behauptungen betonen, daß auch sie, Kaiser und König, wahre und geborene Deutsche seien.

Suchte auf diese Weise der Kaiser angesichts seiner Kriegspläne gegen die Ungläubigen Gefahren ideeller und kriegerischer Art in seinem Rücken hinwegzuräumen, so hatte er nicht minder große Hindernisse im eigenen Lande, sogar in der nächsten Umgebung zu überwinden. Längst vertrat der Mann, dem Karl in Spanien das größte Vertrauen schenkte, der Kardinal-Erzbischof von Toledo, Don Juan de Lavera, den engsten Standpunkt der Interessen Castiliens unter sehr bestimmter Ablehnung der kaiserlichen Universalpolitik. Jetzt griff dieser zur Feder, Januar 1535, um die dringendsten Bedenken gegen den Zug des Kaisers nach Tunis und nach Italien zu Papier zu bringen. Denn inzwischen hatte Karl endlich im königlichen Räte genauere Mitteilungen gegeben über seine nächsten Pläne. Die Ehre Gottes, hatte er da gesagt, das Wohl der Christenheit, die Nöte seiner Reiche, die eigene Ehre und Reputation verlangten von ihm diese Fahrt. Eben dagegen wandte sich der Kardinal. Das Unternehmen sei gefährlich und habe geringe praktische Bedeutung. Barbarossa werde, von Frankreich gewarnt, sich dem Kampf entziehen. Wenn schon der Kaiser auf dem Unternehmen bestehe, so möge er wenigstens nicht selbst teilnehmen. Noch größere Bedenken aber erwecke der Plan einer erneuten Einmischung in die Verhältnisse Italiens; der Kaiser werde vermutlich gar nicht umhin können, selbst wieder den allgemeinen Krieg zu beginnen.

Man sieht, der vornehmste Berater der Krone in Spanien vertrat gleich vielen anderen jetzt eine den Ansichten Gattinaras genau entgegengesetzte Auffassung. Wie stark der unbewusste Einfluß des alten Kanzlers doch auf den jungen Kaiser gewesen war, bemerkt man erst jetzt. So gewichtig die Gründe Laveras, die wir nicht im einzelnen verfolgen, so stark die hinter ihm stehenden Kräfte auch waren — unter denen wir gewiß auch die Kaiserin selbst wieder vermuten dürfen —, der Kaiser ließ sich nicht mehr irre machen. Gerade von Italien aus, so war seine Idee, wollte er im Lorbeer des Siegers über die Ungläubigen dem Könige von Frankreich endlich Ruhe und Frieden aufzwingen.

Wir sehen den Kaiser jetzt vollends zu sich selbst gekommen, auch über Gattinara so weit hinausgewachsen, wie das Handeln über dem Reden liegt. Wenn Lavera meinte, die Königstreue der Spanier dürfe man nicht auf eine zu harte Probe stellen, so war das ein gewagtes Argument. Noch gewagter, gegenüber dem Hochgefühl des jungen Kaisers, von der abenteuerlichen Unternehmungslust „eines jungen Edelmannes“ zu sprechen. Diese bedächtigen Räte hatten doch auch ihre Art von Hochmut; noch 1543 scheute sich selbst Granvelle nicht, der Königin Marie vom Kaiser in ganz ähnlichem Ton zu schreiben, daß er ihm abraten müsse von „diesen Unternehmungen junger Herren“. Was aber wäre der Kaiser gewesen ohne diese Leidenschaft für seine Ehre und Reputation, ohne diese mutige Bereitschaft zum Einsatz? Was hätte ihn im Grunde auch der spanischen Seele näherbringen können?

Tunis, Sizilien und Neapel 1535

Mit ganz anderen Stimmungen rüstete der Kaiser jetzt zum Kriege, als vor drei Jahren gegen die Türken in Steiermark und Ungarn, wo er nach all den üblen Eindrücken in Deutschland verspätet und fast mißmutig seiner Pflicht genügte, zumal es ihn auf alle Weise nach Italien und Spanien zurückzog! Jetzt dagegen hatte er sich seinen Plan erkämpfen müssen, jetzt galt es seine eigene Sache und wirklich eine Angelegenheit der ganzen Christenheit. Außerdem dachte er seit zehn Jahren daran, seine italienischen Staaten Neapel und Sizilien zu besuchen. Das wollte er jetzt in der höchsten Ehre des erprobten Kriegers tun.

Dazu hatte sich der Feind ihm keineswegs entzogen, wie 1532 der Türke am Rande der Alpenländer. Ein Versuch, unter der Hand Barbarossa von den Türken zu trennen, war mißlungen. Nun konnten nur noch die Waffen sprechen. Für die Kaiserin-Regentin waren schon am 1. März 1535 alle Vollmachten in den nun üblich werdenden Formen ausgefertigt.

Barcelona wurde Versammlungsplatz für die spanischen und portugiesischen Galeeren. Voll Freude begrüßte der Kaiser seinen Schwager, den Infanten Luis von Portugal, der nun den ganzen Feldzug an seiner Seite mitmachte. Die Blüte des spanischen Adels stellte sich ein. Am 10. Juni stieß Andrea Doria mit seinen Schiffen dazu. Inzwischen versammelten sich die Aufgebote der deutschen, päpstlichen und anderen italienischen Truppen mit den Maltesern bei

Cagliari auf Sardinien; man erblickte etwa 100 Kriegsschiffe und weitere 300 für den Transport. Am Montag, dem 14. Juni, konnte von dort die Gesamtflotte, das stattlichste Aufgebot, das man in diesen Gewässern seit langem gesehen, nach Afrika in See gehen. Bei gutem Wetter dauerte die Überfahrt nur 24 Stunden. Am 15. lag man vor Anker gegenüber den Ruinen des alten Karthago.

Südllich von dieser Nordostspitze Afrikas dehnt sich die runde Bucht von Tunis, von zwei Nehrungen verschlossen, an deren schmalem Durchgang die starke Festung La Goletta lag. Diese mußte das Ziel des ersten Angriffs sein. Wie die Landung in guter Ordnung erfolgte, so auch die Vorbereitung des Angriffs auf die Festung, in die Barbarossa seine besten Truppen gelegt hatte; man sprach von 5000 Türken und zahlreichen Mauren. Er selbst hielt sich in Tunis bereit, belästigte aber von hier aus und durch das oft genannte Olivenwäldchen die Belagerer fortgesetzt mit schwärmenden Reiterescharen. Die Belagerung, mit starker Artilleriebeschiesung, zog sich über drei Wochen hin. Bei furchtbarer Hitze und empfindlichem Mangel an Trinkwasser bedeutete sie eine starke Probe auf die Manneszucht. Es fehlte nicht an Krankheiten, auch nicht an Eifersucht zwischen den Nationen und an aufregenden Kämpfen im einzelnen. Aber der Kaiser ging überall mit gutem Beispiele voran. Wie er die Flotte dem Andrea Doria, so hatte er die Operationen zu Lande dem Marchese del Vasto unterstellt; er fügte sich auch selbst mit ein.

Der Sturm auf Goletta, zu dem es am 14. Juli kam, wurde seine Feuertaufe. Er erlebte sie als Gnade und unter den glücklichsten Umständen. Die Nationen waren von den verschiedensten Seiten angefaßt. Im Norden und Osten die Spanier und Deutschen; der Kaiser befand sich bei den Kanonieren. Im Westen die Italiener. Von der See die Johanniter; die 70 Kriegsschiffe feuerten bei dreifacher Ablösung je in einer Linie im Wettstreit mit den Batterien auf dem Lande. Hier arbeitete man sich in der üblichen Weise durch Laufgräben heran, um schließlich Wälle und Mauern unter Leitung des erfahrenen Alvaro de Bazan im Sturm zu nehmen. Nach kurzem Kampfe wichen die Türken; nur ein Teil entkam nach Tunis. Die Kriegsbeute war reich, besonders an französischen Kanonen, an ihren Lilien erkennbar. Am wichtigsten, daß auch die ganze Flotte Barbarossas in die Hände der Sieger fiel, 82 Segel.

Und doch sollten schwerere Proben noch folgen. Zunächst meinten viele im Rat des Kaisers, sich mit diesem Erfolge moralischer Art und mit der stattlichen Beute begnügen zu dürfen. Der Kaiser fügte sich einen Augenblick, dann aber bestand er auf Fortsetzung des Feldzuges gegen die Stadt Tunis. Bald kam die

dritte Probe. Während der Belagerung hatte sich der vertriebene Herrscher Muley Hassan beim Kaiser eingestellt, nur mit 300 Mann — er hatte mehr versprochen. Aber er brachte landkundige Leute. Sie wiesen das kaiserliche Heer auf dem Wege nach Tunis zu den nachgerade heißersehnten Süßwasserbrunnen. Der Weg dahin führte bei andauernder Hitze über glühenden Boden durch die entsetzlichste Dürre. „Wir starben vor Durst und Hitze“, berichtete der Kaiser eigenhändig seiner Schwester Marie. Die Kanonen mußten von den Soldaten selbst geschleppt werden, da Pferde fehlten. Um so mehr lechzte alles nach dem verheißenen Wasser. Gerade dieses hatte Barbarossa vermutet. Er machte den Kaiserlichen nicht nur das ersehnte Trinkwasser streitig, sondern überfiel die glücklich dahin durchgekämpften Truppen wieder im gefährlichsten Augenblicke. Da bewährten sich die Führer, auch Karl selbst, insofern sie verhältnismäßig rasch die Ordnung herstellten. Aber der plötzlich notwendig gewordene erneute Kampf war doch ein arges Getümmel. Der Kaiser selbst mitten darin, sein Roß soll ihm verwundet, ein Page an seiner Seite getötet sein; er selbst rühmte sich dessen nicht.

Barbarossa zog sich nach Tunis zurück. Hier war inzwischen etwas Merkwürdiges eingetreten. Tausenden von Christensklaven hatte der Korsar den Tod angedroht, man wollte sie mit den Befestigungen in die Luft sprengen. Eben sie aber waren während des Abzuges der Truppen von Renegaten bewaffnet und hatten sich selbst, sozusagen dem Kaiser entgegen, der Stadt bemächtigt. Darüber war dann freilich Barbarossa entwichen. Er gewann um so mehr einen Vorsprung, als der Kaiser die einmal den Soldaten versprochene Plünderung der Stadt nicht versagen zu dürfen glaubte. So gelang es Barbarossa, sich an die Nordküste nach Bona durchzuschlagen, und von dort mit dem Rest der Flotte, den man versäumt hatte wegzunehmen, nach Algier zu segeln. Ihm dahin zu folgen, scheinen die Mittel gefehlt zu haben.

Infolgedessen blieben die Küsten des Meeres aufs neue seinen Zügen und nun erst recht seiner Rache ausgesetzt.

Allein das Unternehmen war und blieb trotzdem ein ganz großer Erfolg. Nicht nur für das Lebensgefühl des Kaisers, der nun endlich statt des Spieles der Turniere den Kampf auf Leben und Tod in einer großen Sache mitgemacht hatte; sondern auch für das Gefühl seiner Untertanen. Dieser Kaiser machte Ernst, wie vor Wien, so vor Tunis; und wie dort, so gab er Mauren und Türken nach langer Zeit endlich das eindrucksvolle Bild entschlossener Gegenwehr.

Karl hatte den Dichter Garcilaso de la Vega bei sich und einen niederländischen Maler Vermeyen, nach dessen Entwürfen später die berühmten Gobelins des

Wiener Museums hergestellt wurden: Farbenprächtige Bilder, in die man aber die Entfaltungen der Seefahrt, der Belagerung und der Märsche in Hitze und quälendem Durst immer wieder hineinfühlen muß.

Etwa drei Wochen nach den Siegen von Goletta und Tunis verweilte Karl noch bei seinen Truppen im Lande. Am 17. August befand er sich wieder auf See, am 22. landete er in Trapani auf Sizilien; den September verbrachte er in Monreale und Palermo, wo man sein Denkmal heute auf der Piazza Bologni findet. Er zeigte den Sizilianern nach Jahrhunderten wieder den persönlichen Herrscher in seiner Sorge für den äußeren und inneren Frieden. Vollends in Messina wurde er überschwenglich begrüßt. Die Chronik des Santa Cruz überliefert uns die Beschreibung des festlichen Einzugs mit all den Ehrenporten, symbolischen Darstellungen und Inschriften, die in endloser Wiederholung den siegreichen Kaiser anjubelten. „Vorkämpfer Europas über Afrika und Asien!“ An einem Stadttor zwei Säulen, dazwischen Girlanden von Trophäen und die Worte, die den Säulen des Herkules einen neuen Inhalt zu geben schienen: „Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang“; hier klingt zuerst das Wort von dem Reich, in dem die Sonne nicht unterging. Man bemühte den Adler Jupiters, Rom und Karthago, Scipio und Hannibal. Von einem Triumphbogen hallte es zum anderen: „Dem siegreichen Kaiser Karl, dem Vater des Vaterlandes, dem Überwinder Afrikas, Befrieder des Landes.“

Die Huldigungen setzten sich fort auf dem Festlande Italiens beim Zuge durch das Königreich Neapel, das Karl nun endlich auch zum ersten Male besuchte. Die Porta Capuana von Neapel, durch die der Kaiser einzog, zeigt noch heute den Skulpturenschmuck, der in diesem Winter 1535 zu Ehren des Kaisers hergestellt wurde. Er verweilte über Weihnachten bis zum März 1536, feierte hier auch den Karneval und gab noch immer Schaustellungen von Festen und Turnieren; der Kaiser erzählte später Coligny, wie er sich damals die ersten grauen Haare entfernen ließ — der Sechsenddreißigjährige!

Indessen drängten sich dazwischen nach wie vor die Sorgen der großen Politik. Die eigentlichen Landesangelegenheiten durfte Karl vertrauensvoll den energischen Händen seines Vizekönigs Don Pedro Alvarez de Toledo überlassen. Aber die ununterbrochen laufenden französischen Verhandlungen und die Führung der Kirchenpolitik ruhten längst allein auf seinen Schultern. Nun war unterwegs eine Nachricht von der größten Bedeutung eingetroffen, die den französischen Forderungen eine ganz neue Schärfe und Bestimmtheit geben mußte, aber auch unabhängig davon den Kaiser vor eine folgenschwere Ent-

schließung stellte. Am 1. November war der Herzog Francesco Sforza von Mailand gestorben. Die vielleicht doch noch von dem Kind von Dänemark erwartete habsburgische Nachkommenschaft war ausgeblieben. Franz pochte mehr als je auf sein „ererbtes“ Recht.

Granvelle nahm in einer längeren Denkschrift Stellung zu den möglichen Lösungen. Sie führte erneut von der organischen, auf Italien aufgebauten Kaiseridee Gattinaras weit weg. Granvelle schien auch vergessen zu haben, daß er vor kurzem noch widerrufen hatte, dem Könige von Frankreich irgend zu trauen oder gar ihn durch Vermehrung seiner Macht noch arroganter zu machen. Allerdings wollte Granvelle das auch jetzt nicht eigentlich. Seine Idee war vielmehr die, den König durch das Eingehen auf seine Mindestforderung, nämlich die Verleihung Mailands an seinen dritten Sohn, den Herzog von Angoulême, in allen anderen Richtungen lahmzulegen. Nur so können die endlosen Bedingungen Granvelles verstanden werden, von denen manche vielleicht Verhandlungsreserven waren, während die wesentlichsten natürlich zur Substanz des Vorschlages gehörten: die erneute Bekräftigung der Verträge von Madrid und Cambrai durch den König und seine ganze Familie, Belehnung mit Mailand an den Prinzen lediglich für sich und seine Nachkommen unter Ausschluß des Erbrechtes aller anderen Glieder des königlichen Hauses, Zustimmung zum Konzil, Beistand in England, gegen Zapolya und die Türken, sowie in Dänemark zugunsten des Pfalzgrafen; Verzicht auf alle Praktiken in Deutschland und Italien, Verzicht auf den Handel in den Neuen Indien, insbesondere auch auf jede Beunruhigung des Herzogs von Savoyen, vielmehr seine Unterstützung gegen Genf.

Während so der erste Rat des Kaisers schon Bedingungen stellte, liefen von französischer Seite in offenbarem Regiefehler zwei verschiedene Formulierungen der Ansprüche auf Mailand ein. Der Gesandte de Vely nannte noch immer den Herzog von Orleans, den der Kaiser schon wegen seiner italienischen Gemahlin, auch wohl wegen der größeren Nähe zum Throne unbedingt ablehnte. Aber durch die Königin hatte man bereits erfahren, daß Franz I auch mit dem Herzog von Angoulême einverstanden sein würde. Daß es dem Kaiser wirklich ernst gewesen wäre mit der Herausgabe Mailands an einen französischen Prinzen, bezweifle ich; zum Austausch der Bedingungen, auf die ja alles ankam, ist man nie gelangt. Die Gesandten von Mailand baten den Kaiser, das Herzogtum nicht an den Infanten Philipp zu geben, lieber es selbst in der Hand zu behalten, wobei sie lehnsrechtliche Bedenken geltend machten, was allein schon den Kaiser gereizt haben wird, so laut zu lachen, daß es auffiel.

Am 22. März brach Karl von Neapel wieder auf, um der Einladung des Papstes nach Rom zu folgen. Die Fahrt ging über Capua und Gaeta, dann von Terracina an auf der Via Appia. Von der Basilica San Paolo fuori aus zog der Kaiser am 5. April in die Ewige Stadt ein, wie immer in festlichem Gepränge und militärischem Aufzuge; erst in den folgenden Tagen machte er seine Besuche bei den Damen Colonna, Pescara, Farnese in den schlichten Formen des Kavaliere. Daß auch die alte Residenz Rom, noch immer der vornehmste Sitz der bildenden Künste und der Literatur, ihr Bestes tat in prunkvollen Triumphpforten und sinnvollen Inschriften, versteht sich von selbst. Ein Deutscher, der in seinen Jugendjahren als Professor in Wittenberg den Reformatoren, besonders Melanchthon, nähergetreten war, jetzt aber ganz auf der altkirchlichen Seite stand, Christoph Scheurl von Nürnberg, mit aller Welt in Briefwechsel, gab „aus allerley welschen und teutschen Missiven“ einen gedruckten Bericht über den „Eintritt Kayser Carlen in die keyserliche Hauptstadt Rom“. Unter dem Bild des Kaisers das Bibelwort: „Du wirst herrschen über alles, was Dein Sinn begehrt.“

In Rom vor Papst und Kardinälen 1536

Es war für Karl in der Tat wie ein Landen am Ziel. Er hatte nun alle seine Reiche kennengelernt, sich mit ihren Nöten vertraut gemacht und das Seinige getan, zu ihnen in ein Verhältnis zu kommen. Wir wissen und begreifen, daß das in der Kürze seiner Anwesenheiten und angesichts der immer wieder drückenden Forderungen, die er erheben mußte, nur in begrenztem Maße gelungen ist. Er hatte die Stände oder Generalstaaten seiner niederländischen Heimat, die Cortes von Castilien und Aragon, die Kurfürsten, Fürsten und Stände des Deutschen Reiches auf Landes- und Reichstagen um sich geschart, zuletzt die Stände von Sizilien und Neapel. Aus allen Ländern waren einige Bevorzugte in seinen hohen Orden vom Goldenen Vlies aufgenommen. Oberitalien aber sollte nach Gattinaras Idee nicht unmittelbar beherrscht, sondern in den Formen eines dynastisch gesicherten Staatenbundes regiert werden. So stand der Kaiser, nebengeordnet und doch führend, auch dem Papste gegenüber, als Herrn des Kirchenstaates und als Haupt der allgemeinen Kirche. Papst aber war seit dem 13. Oktober 1534 Paul III Farnese.

Alexander Farnese reichte als ältester aller Kardinäle ebenso wie die inzwischen fürstlich gewordenen Medici, durchaus in die Traditionen des Re-

naissancepapsttums des späten 15. Jahrhunderts zurück. Auch Paul III anerkannte Kinder und Enkel mit dem Anspruch aller Nepoten auf fürstliche Versorgung an der Kurie oder im Lande. Allein im Gegensatz zu Clemens VII hatte er sich daneben längst den unausweichlichen Forderungen der Zeit geöffnet. War nicht der letzte Pontificat für alle, die ihn sehenden Auges erlebten, eine hohe Schule dafür, wie man es nicht machen durfte? Die ganze Christenheit, deren Reformverlangen während des 15. Jahrhunderts in Verfassungsfragen erstarkt war, schrie förmlich nach einer Revision des inneren Kirchenwesens und nach einer Verbesserung der Sitten des Klerus. Auch an diesem hatte sich die Privilegienidee des Mittelalters furchtbar gerächt. Keine volkstümliche Literatur im ganzen Abendlande bis zu den frommen Spaniern hin, die sich nicht lustig gemacht hätte über die kanonischen Ordnungen, die wie ein blühendes Dickicht die Sittenlosigkeit der Kleriker umhegten. Der Norden war in vollem Abfall, ebenso England, Deutschland mindestens zur Hälfte; von Frankreich fürchtete der letzte Papst, daß es die Wege Englands beschreiten könne, wenn man seinem Könige nicht in allem zu Willen sei. Eben jetzt hörte man von einer Einladung Melancthons an den Hof nach Paris. Aus Spanien stammten die scharfen Protokolle von 1526 und eine Publizistik in der Volkssprache, die doch sehr drastisch geworden war.

Bedeutete demgegenüber ein allgemeines Konzil nicht viel mehr als ein Mittel der Beschwichtigung? Mußte es in dieser zerrissenen und ringsum angegriffenen Christenheit nicht als eine große Darstellung und Bekräftigung ihrer Einheit erscheinen? Paul III, dessen Klugheit alle anerkannten, hatte auch Fühlung mit denjenigen Kreisen der Kardinäle, die davon auf das tiefste überzeugt waren und sich dazu von der Initiative des Papstes in Sachen der Reform das vornehmste Heilmittel für die Kirche versprachen.

In seinem ersten Konsistorium, vom 17. Oktober 1534, hatte der Papst bereits die Notwendigkeit eines Konzils erörtert und die besten Sachverständigen nach Rom berufen, Alexander, jetzt Nuntius in Venedig, und Pietro Paolo Bergerio, Nuntius bei König Ferdinand. Im Konsistorium vom 15. Januar 1535 wiederholte der Papst, der sich durch diese Männer und andere inzwischen mehr im einzelnen informiert hatte, seine Meinung vom Konzil. An die wichtigsten Fürsten wurden alsbald um des Konzils willen Nuntien mit besonderem Auftrage entsandt: Guidiccione an den Kaiser, Bergerio nochmals an König Ferdinand, und Rodolfo Pio von Carpi nach Frankreich. Mit diesen Botschaften war am Ende nicht viel mehr geschehen, als mit ähnlichen weniger ernst gemeinten Demonstrationen Clemens' VII.

Wichtiger schon das Interesse des Papstes für die innere Reformarbeit und die Fülle ernsthafter Denkschriften, die unter der Sonne seines Interesses ans Licht traten. Der Papst schritt seiner entschlossenen Natur entsprechend auch hier sofort zur Tat. Die Bestellung einer Kommission zur Reform der römischen Kurie vom 9. Juni 1535 durfte vor allem wegen ihrer Zusammensetzung als eine sehr bedeutende Maßregel betrachtet werden. Denn zu allen Zeiten sind nicht die Ideen der Reform, auch nicht die besten Absichten, sondern die ausführenden Menschen das Entscheidende im Leben der Staaten, wie der Kirche. Adrian VI war an persönlichen Widerständen gescheitert. Deshalb auch unabweisbar, wenn wirklich etwas geschehen sollte, die innere Umgestaltung des Kollegiums der Kardinäle. Paul III hat in der ersten Creation zwei sehr jugendliche Nepoten, diesmal leibliche Enkel, berufen, Alessandro Farnese und Guido Ascanio Sforza von Santafiore. Aber am 21. Mai 1535 hörte man wenigstens einige Namen von ganz anderem Klang. Da war der Deutsche Nikolaus von Schomberg, der lange an der Kurie lebte, der Engländer John Fisher, aber auch der Franzose Jean du Bellay, gegen den der Kaiser sich sehr gesträubt hatte; weiter der Venezianer Contarini, der Mailänder Simonetta und der Senese Ghinucci. War also auch diese Creation mit ihrer geflissentlichen Parität in der Hauptsache eine politische, so überragte doch Gasparo Contarini, einst Gesandter seiner Stadt am Hofe des jungen Kaisers, alle anderen an Bedeutung für die Gegenwart. Contarini war genau Altersgenosse Luthers; er gehörte dieser Generation religiöser Menschen an, die auch als Staatsmänner ihre innere Richtung nicht verleugneten. Man darf für das Verständnis ihrer Bildung nie vergessen, daß diese Laien in der Heiligen Schrift und in den Kirchenvätern erstaunlich bewandert waren, daß sie selbst auf dem Boden Venedigs theologische Darlegungen mit innerer Teilnahme lasen und in erregten Gesprächen erörterten.

Mußte ein solcher Papst nicht schon aus politischer Klugheit auf der Seite des Kaisers stehen? Das sollte in der Tat das Problem der nächsten zwölf Jahre bleiben. Die Erfahrungen, die wir mit Adrian VI gemacht haben, schützen uns vor überschwenglichen Erwartungen.

Nach Neapel hatte Paul III als Träger seiner Einladung dem Kaiser seinen Sohn Pier Luigi Farnese entgegengesandt — wohl auch, um diesen dem Hofe nahezubringen. Das Letztere mißglückte zunächst. Aber auch sachlich zeigten sich die kaiserliche und die päpstliche Politik einander noch recht fern. Auf Andeutungen über den Erwerb Sienas für den Kirchenstaat ging Karl gar nicht ein; auch später verhielt er sich ablehnend. Ja, der Ton seines Pier Luigi mit-

gegebenen Promemoria hatte wirklich etwas Herrisches; man spürte das in Tunis weiter erstarrte Selbstgefühl des Kaisers als Vogt der Kirche. Der Papst müsse den König von Frankreich, wenn es nicht anders gehe, mit kanonischen Mitteln zu dem unbedingt notwendigen Konzil zwingen. Der Kaiser redete dem Papste ins Gewissen, seiner Hirtenpflicht zu genügen und die räu- digen von den guten Schafen zu scheiden. Er meinte: entschieden auf seine Seite zu treten. Seinem Bruder gestand er zwar seine Sorge vor einem Schisma, doch rechnete er fest mit dem Konzil und mit seinem persönlichen Erscheinen.

Im Sinne des geistlichen Gehalts des Kaisertums war es wohl auch gemeint, wenn der Kaiser dem Papste eine neue Liga vorschlug mit ihm und dem römischen Könige, zur Verteidigung Italiens, aber zugleich für „die Sache des Glaubens, das Konzil, die Abwehr der Türken, gegebenenfalls den Angriff auf sie und alle Störenfriede der Christenheit, auch zur Erhaltung der Autorität und Würde des apostolischen Stuhles, der Person des Papstes und seines erlauchten Hauses“. Cisuentes und andere Kenner der Kurie rieten dem Kaiser, vor allem auf die persönlichen Wünsche des Papstes einzugehen, wie es einst Miguel Mai bei Clemens VII verstanden hatte.

Es ergab sich, daß auch Paul III vorwiegend im Rahmen der großen Politik dachte.

Die europäische Lage hatte sich während Karls Abwesenheit in Tunis und Unteritalien zwar nicht grundlegend geändert, aber doch wesentlich geklärt. Die deutschen Fürsten ließen sich durch die Sirenentöne des französischen Königs nicht betören. Die Bayern träumten jetzt sogar davon, für den Herzog Ludwig mit der Hand der habsburgischen Herzogin-Witwe Christine die Herrschaft in Mailand zu gewinnen. Auch in England war durch den Tod der Königin Katharina am 8. Januar 1536 für den Kaiser eine spürbare Entlastung eingetreten, insofern er zwar noch die Rechte seiner Base Mary und die Rückkehr des Königs zur römischen Kirchengemeinschaft glaubte vertreten zu müssen, aber den schweren Streit um die Ehe der Königin selbst als erledigt betrachten durfte. Deshalb instruierte er auch seinen Gesandten Chapuys schon am 29. Februar dahin, daß er entsprechend den wiederholten Versicherungen des Königs über die Ungerlichkeiten seines Bundes mit Frankreich, wie von sich aus, anregen möchte, doch die alte Freundschaft mit dem Kaiser zu erneuern und gemeinsam für eine angemessene Verheiratung der Prinzessin zu sorgen. Karl fügte freilich hinzu, „nicht als ob ich auf diese Freundschaft an sich Wert legte, wohl aber zur Dämpfung der französischen Unverschämtheiten“. Cromwell, Heinrichs vornehmster Minister, tat sehr erfreut; der König selbst aber verhielt sich noch abweisend.

Auf der anderen Seite hatte sich König Franz nun nicht mehr halten lassen. Die uns bekannten engen Beziehungen des Herzogshauses von Savoyen zum Kaiser, bestimmte Ansprüche aus dem Erbe seiner verstorbenen Mutter Louise von Savoyen, die Schwächung des Herzogtums durch die Reformation in Genf und die Einmischung von Bern hatten längst in ihm den Entschluß reifen lassen, sich des Herzogtums Savoyen und Piemonts als des Schlüssels nach Italien zu bemächtigen. Im Februar nahm er Bourg en Bresse, im März 1536 brach er ohne viel Umstände tiefer in das überraschte Herzogtum ein; die erste Feste von Bedeutung, Monmeliano, fiel durch Verrat. Der Vormarsch kostete angesichts der Haltung der Bevölkerung noch viel Blut, aber er vollzog sich unaufhaltsam. Am 3. April waren die Franzosen in Turin. Der Herzog floh nach Vercelli.

Hinter diesem Handstreich stand das kaum noch verhaltene Gelüst des Königs nach Mailand, dessen Besitz der Ruhm seiner nun freilich auch schon weit zurückliegenden Jugend gewesen war. Durch die von ihm mitverschuldete Inanspruchnahme der Kaiserlichen in den Gewässern des Mittelmeers hoffte er erst recht auf leichtes Spiel. Daß er Mailand nicht mehr durch diplomatische Verhandlungen gewinnen, sondern mit Gewalt erobern wollte, enthüllte er unvorsichtigerweise schon vor Monaten den Venezianern, die er zum Bündnis aufforderte, um sein „Recht auf Mailand“ wahrzunehmen; auch, wie er sagte, mit Rücksicht auf die selbst der Republik von San Marco gefährliche Macht des Kaisers. Die erlauchte Signorie lehnte ab. Sie sollte bald erfahren, wer ihr gefährlicher wurde, der Kaiser oder der von Frankreich aufgeheßte Türke. Das Merkwürdigste und für den weiteren Verlauf der Dinge Wichtigste aber blieb, daß sich am französischen Hofe dauernd die Kriegs- und die Friedenspartei bekämpften, so daß immer wieder die Möglichkeit der Anknüpfung bestand.

Der Kaiser war an sich seit langem auf den alles Bisherige übersteigenden Friedensbruch seines königlichen Schwagers gefaßt. Er tat das, was geboten war; er hörte die kacken Forderungen der französischen Gesandten an und „temporisierte“, ohne aufzuhören sich zu rüsten. Jetzt hielt er die fast hoffnungslosen Verhandlungen noch dadurch im Gange, daß er sich — gewiß nur scheinbar — sogar einer Übertragung Mailands an den Herzog von Orléans zugänglich zeigte. Im übrigen sind seine Korrespondenzen wieder angefüllt von Weisungen zu militärischen Vorkehrungen in den Niederlanden, in Deutschland, in Italien und in Spanien. Der Kaiser zeigte sich vor allem aufs eifrigste bemüht, dem Könige jede moralische Unterstützung zu entziehen.

Wir können seine innere Empörung darüber verstehen, daß er, der Kreuzfahrer, sich jetzt aufs neue vor schwere Kriege innerhalb der christlichen Gemeinschaft gestellt sah, deren Anlässe er durch jahrelange kostspielige Feldzüge und feierliche Eide aus der Welt geschafft zu haben glaubte; daß er, jetzt fast am Ziele und nur zu sehr schon an Triumphe gewöhnt, wieder an den Anfang der Kampfbahn zurückgeworfen sein sollte.

Das Verlangen des Königs nach Mailand hatte ganz gewiß mit dem Aufbau des französischen Nationalstaates nicht das geringste zu tun, und man sollte seine eitle Prestigepolitik nicht als etwas Modernes hinstellen. Soweit es im Sinne des europäischen Gleichgewichts lag, erscheint die Betonung einer Machtstellung in Italien als ein fränkisches Erbe, als ein Nachklang mittelalterlicher Reichspolitik. Dabei darf man aber nicht vergessen, daß König Franz keineswegs gewillt war, in irgendeinem Sinne die Folgerung aus dieser Politik zu ziehen, wogegen Karls Kaiserpolitik längst begonnen hatte, mit den Ansprüchen auch die Lasten einer universalkatholischen Weltpolitik zu tragen. Insofern durfte er insbesondere vom Papste, dessen weltpolitische Sendung der seinigen vergleichbar war, eine klare Stellungnahme an seiner Seite erwarten. In Verhandlungen hatte er das bisher nicht erreichen können. Der Papst, geschreckt wie sein Vorgänger durch die Abfallsbewegungen in der ganzen nord-europäischen Christenheit und empört — wie er es sah — durch die Anmaßung des Kaisers in den kirchlichen Dingen, wollte sich nicht in die Gefolgschaft eines Mächtigeren begeben, wollte politisch neutral bleiben, wollte das Schisma nicht auch nach Mitteleuropa ziehen, vielmehr als Schiedsrichter seine Stellung über dem Kaiser wahren.

Da nun Karl durch Verhandlungen in der üblichen Form nicht zum Ziele kam und, wie er dem Bruder schrieb, es für nötig hielt, seine Politik gegen französische Intrigen öffentlich zu vertreten, entschloß er sich zu einem sehr ungewöhnlichen und in der That höchst eindrucksvollen Schritt, der zwar seinen unmittelbaren Zweck nur halb erfüllte, und doch eine gewisse Wendung herbeiführen sollte. Am 2. Ostertag, dem 17. April 1536, vor dem Hochamt, lud er die bei ihm erschienenen französischen und venezianischen Gesandten ein, ihn zum Papste zu begleiten. In der Sala dei paramenti des Vatikans fand man das Kollegium der Kardinäle und außer dem kaiserlichen Gefolge noch eine größere Anzahl von Personen, die der Kaiser zu verweilen hieß. Als alle sich geordnet hatten, auch der Papst erschienen war, nahm er neben diesem Platz und begann alsbald eine mehr als einstündige Rede von der größten Eindringlichkeit.

Was er und seine vornehmsten Räte in den letzten Jahren so oft schriftlich bis in den Wortlaut hinein festgelegt hatten, was ihm in der Stimmung und in der Disposition ganz geläufig war, das vermochte er jetzt auch in freier Rede klar zu entwickeln. Feierlicher und wirkungsvoller als je in einem Schriftstück öffnete er durch diesen Staatsakt seine politische Seele. Wir wissen genau, was er da, merkwürdigerweise in spanischer Sprache, ausführte, und wie es wirkte, denn wir haben von ihm und anderen eine Reihe von Berichten darüber, zum Überflus neuerdings auch seine Antwort auf eine französische Erwiderung.

Zunächst dankte er dem Papste und den Kardinalen für die Sorge um das Konzil. Er stelle seine Macht zur Verfügung, dessen Beschlüsse durchzuführen. Dann kam er auf den Frieden. Er habe ursprünglich nur beabsichtigt, seine Königreiche zu besuchen, dem Papste seine Ehrerbietung zu erweisen und weiter gegen Algier, den Hauptstützpunkt Barbarossas, zu rüsten. Da trete ihm der König von Frankreich in den Weg. Und nun folgte eine eingehende Darstellung seines Verhältnisses zu Frankreich von den Tagen Maximilians an mit vielen persönlichen Erinnerungen, etwa an den Augenblick, da er mit König Franz um die Zeit des Friedens von Madrid einmal an einer Wegekreuzung unter einem Kreuzigt gestanden und der König ihm bei dem Gefreuzigten die Innehaltung des Friedens geschworen habe. Oft war seine Rede drastisch, wie bei dem Vergleich der Sicherheiten, die er bei einer Verleihung Mailands an den Herzog von Angoulême brauche, wobei er seinen Finger hinhielt, und derjenigen, die gegenüber dem Herzog von Orleans nötig seien, wobei er den ganzen Arm ausstreckte.

Von Jugend auf, sagte der Kaiser, habe er versucht, mit dem Könige von Frankreich in Frieden zu leben; Beweis, eine lange Reihe von Verträgen. Streitigkeiten seien durch Kriege und feierliche Friedensschlüsse beigelegt. Aber der König erhebe immer neue Forderungen gegen diese Verträge durch Wort und Tat. Er, der Kaiser, sei aufs weiteste entgegengekommen, durchaus über seine Verpflichtungen hinaus. Der König habe alles abgelehnt; vielmehr ohne Grund den zum Reiche gehörigen und durch den Frieden von Cambrai ausdrücklich geschützten Herzog von Savoyen überfallen und durch unberechtigte Ansprüche auf Mailand weitere schwere Kriege innerhalb der von Kettern und Türken bedrohten Christenheit heraufbeschworen. Deshalb mache er nun ein letztes Angebot zum Frieden, wozu er von Herzen bereit sei; oder zum Krieg, den er nicht fürchte; oder, um das Blut der Völker zu schonen, zu persönlichem Zweikampf auf dem Lande oder auf einem Schiffe. Kampfpreis sollten sein Mailand und Burgund.

Der Papst glaubte, daß der Kaiser am Ende sei und lobte seinen Friedenswillen mit bewegten Worten.

Der Kaiser, nachdem er in einen Zettel geblickt, den Papst unterbrechend: er habe etwas vergessen, nämlich, daß er vor allem die Entscheidung des Papstes anrufen wolle. Fände der Papst wirklich, daß er im Unrecht sei, dann möge er den König von Frankreich unterstützen; wenn aber nicht, so rufe er vor Gott Seine Heiligkeit und die ganze Welt gegen den König auf.

Der Papst: Auch der König habe Friedensangebote gemacht. Deshalb hoffe er seinerseits zuversichtlich, daß der Friede erhalten werden könne. Den Zweikampf müsse er ablehnen. Da er und die Kardinäle versöhnen wollten, müßten sie neutral bleiben. Widersehe sich aber einer der beiden Fürsten einem vernünftigen Frieden, so würde er sich gegen diesen erklären.

Das war das Stichwort für den Kaiser. Er ergriff die Hand des Papstes und sagte: „Ich küsse Eurer Heiligkeit die Hand für diese Antwort.“

Beim Abschied des Kaisers vom Papste am 18. April hatte die Szene noch ein Nachspiel. Die französischen Gesandten, von denen der eine die Rede des Kaisers vorläufig beantwortet hatte, erbatene durch den Papst noch eine nähere Erläuterung.

Der Kaiser gab sie auf der Stelle. Er habe den König nicht verletzen wollen, sondern nur sich selbst verteidigen. Der Friede sei auch ihm das höchste Gut. Aber sollte er angegriffen werden, so würde er alles aufbieten, sich auch durch die Türkengefahr nicht schrecken lassen. Zum Zweikampf habe er nicht herausgefordert, sich nur dazu erboten; er wisse wohl, daß das ein Wagnis sei angesichts der bekannten Tapferkeit des Königs. Was er von dem Streit innerhalb der Christenheit fürchte, sei die Zerrüttung der Kirche und des Glaubens und der Zorn Gottes.

Zieht man die Summe, so hatte der Kaiser zwar im Augenblick den Papst nicht offen auf seine Seite gezogen, wohl aber ihn auf strikte Neutralität und ernsthaftere Bereitwilligkeit zur Friedensvermittlung festgelegt. Das sollte bald seine Früchte tragen. Er hatte schon vorher erreicht, daß in der Kardinalskongregation vom 8. April das allgemeine Konzil zum Mai des nächsten Jahres, und zwar nach Mantua, beschlossen war. Gegenüber der Konzilsverneinung und dem hastigen politischen Hin und Her Clemens' VII bedeutete das alles einen erheblichen Fortschritt im Sinne des Kaisers.

Auch in der öffentlichen Meinung hatte er gewonnen. Die Zuhörer jener Versammlung nahmen durchweg einen starken Eindruck mit, und der untrügliche Sprecher der Römer, Pasquillus, äußerte sich im Gespräch mit einem

Kardinal, das schon vier Wochen später auch in Deutschland wiederum durch Christoph Scheurl als Flugschrift erschien:

„Kardinal: Was dünkt Dich, der Wahrheit Liebhaber, von unserem Kaiser?“

„Pasquillus: Mich bedunckt, daß er wiederkommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten.“

„Kardinal: Du gibst seltsame Schwänke für, Pasquille! Wir haben doch einen Papst, der zwischen beiden Teilen Fried machen würdet.“

„Pasquillus: Ihr Hochwürdigsten, seid behutsam, denn Ihr habt es mit einem Großgewaltigen zu schaffen, und der Ratstag ist vor der Tür.“

Das klang nochmals wie 1527.

Freilich beging nun der Kaiser einen großen Fehler. Frankreich hatte nicht gewagt, das Herzogtum Mailand selbst anzugreifen. Hier also hatte man Frieden. Sollte man nun mit der Waffe in der Hand dem Herzoge von Savoyen sein Land zurückgewinnen? So meinte im Kriegsrat mit Recht Leyva, der Meister der Verteidigung. Das aber hatte offenbar nicht genug psychologischen Anreiz für den Kaiser, und so griff er zur Offensive nach Frankreich hinein. Man kam unglücklicherweise auf den Plan zurück, an dem einst schon Bourbon gescheitert war, auf den Einfall in die Provence, nochmals in Verbindung mit einer ganz vagen, gleichzeitigen Operation im Norden „auf Paris“. Wenn man sich diesmal nach den Erfahrungen von Goletta in der Provence eine besondere Unterstützung versprach von der Flotte, so trug diese Erwartung völlig. Für die Verpflegung war sie meist zu fern und vor Marseille sollte man sich davon überzeugen, daß zwischen der zu Wasser und zu Lande bequem zugänglichen Hafensfestung Goletta und der in schwieriger Landschaft gelegenen Stadt Marseille ein großer Unterschied bestand.

Am 25. Juli 1536 zog das kaiserliche Heer über die Grenze. Hier stieß man sofort auf eine verwüstete Landschaft. Es ist das letzte Mittel der Verteidigung, daß ein Kampfgebiet geräumt und zerstört wird. Montmorency wird sich nicht leicht dazu entschlossen haben, aber es erwies sich um so wirksamer, je stärker das kaiserliche Heer war. Die französischen Truppen lagen weit im Innern bei Avignon in einem festen Lager hinter der Durance. Dieses konnte man nicht wagen anzugreifen; ebensowenig ließen sie sich herauslocken. Im entblößten Lande aber litt man Not, die besetzten Städte leisteten Widerstand, Krankheiten dezimierten das Heer, und schon am 3. September, nach einem Feldzuge von kaum sechs Wochen, mußte man den Rückzug antreten. Leyva überlebte den Feldzug nicht; aber sein Ruhm umstrahlte noch seinen Tod, insofern

der französische Befehlshaber die Bitte um ein Transportmittel für den kranken General mit Übersendung seiner eigenen Sänfte beantwortete; letzte Höflichkeit und zugleich Huldigung gegenüber dem großen Gegner so langer Jahre.

Der Angriff in den Rücken der französischen Stellung von Savoyen war gescheitert. Auch der Angriff an der niederländischen Front hatte kein Glück. Hier führte Nassau. Im ersten Vorstoß fehlte es ihm nicht an Erfolg. Dann aber stockten die Operationen. Man erlitt kleine Niederlagen, verlor später auch an Raum. Helfend und treibend im Hintergrunde die Königin Marie, aber auch sie ungeduldig und wie einst Margarete von Anwandlungen der Regierungsmüdigkeit befallen.

Freilich, den Mißerfolgen der Kaiserlichen entsprachen nicht die wirklichen Erfolge der Franzosen. Auch bei ihnen gab es Geldmangel, Truppennöte, Meinungsverschiedenheiten in der Führung. Zu einem Einfall in das Mailändische reichten die Kräfte nicht aus. Das eigentliche Ziel also blieb unerreicht. Vielmehr drang der Marchese del Vasto, der Leyva im Oberbefehl gefolgt war, seinerseits wieder in Piemont vor. Er gewann es zurück bis auf Turin.

In alledem lagen Bedingungen für den Frieden. Aber es sollte noch lange um ihn geworben werden — in der Hauptsache sogar vergebens.

Waffenruhe. Nizza und Aiguesmortes

In dieser Zeit haben die Besprechungen im Staatsrat nicht mehr die Bedeutung wie in Karls früheren Jahren. Allein es gewährt doch einen Einblick in die auf den Kaiser wirkenden Erwägungen, das Gutachten seiner Räte zu hören, als der Feldzug in die Provence gescheitert war.

Falls der König von Frankreich, urteilten die Räte, selbst über Berg ziehe oder eine große Armee sende, erfordere es die Ehre des Kaisers, ihm sogleich mit einer starken Macht entgegenzutreten. Denn bei den Franzosen entscheide immer der erste Eindruck. Sonst aber empfehle es sich für den Kaiser, bald nach Spanien zurückzukehren, die Niederlande der Königin Marie und Nassau zu überlassen. Für die nötigsten Verfügungen in Italien genügten 14 Tage.

Allgemein erwogen sie, ob sie zum Frieden, zum Waffenstillstand oder zum Kriege raten sollten. Den Frieden könne man nur um den Preis Mailands haben; wolle der Kaiser das nicht, müsse man die Hoffnung aufgeben. Von Waffenruhe werde der König von Frankreich nur handeln, um den Kaiser zu

narren und seine Praktiken überall fortzusetzen. Mit Turin und Savoyen habe er immer noch mehr Pfänder in der Hand, als der Kaiser. Eine Fortsetzung des Krieges aber (das zu sagen fühlten sie sich in ihrem Gewissen verpflichtet) wäre der Ruin beider Teile, eine unheilbare Feindschaft zwischen ihren Häusern, zum größten Schaden der Christenheit.

Der Kaiser werde sagen: lieber den Krieg, als Mailand hergeben. Das sei richtig. Wenn der Kaiser weiter betone, sein römisches Angebot zugunsten des Herzogs von Angoulême sei abgelehnt worden, so sei auch das zutreffend. Indessen, wenn der Kaiser damals dies Angebot für möglich hielt, so könne er es unter den jetzigen ungünstigeren Umständen erst recht machen. Vollends nach dem Tode des Dauphin (10. August 1536), wodurch der bisherige Herzog von Orleans an dessen Stelle getreten sei. Die Vorzüge eines Abkommens dieser Art lägen in der Förderung des Konzils und der Religion, der Abwehr der Türken, der Befriedung Deutschlands, im Rückgewinn Ungarns und Dänemarks, in der Restauration der Kirche in England und guter Verheiratung der Prinzessin, Sicherung von Geldern und der Niederlande, besseren Ausichten gegen Algier und die Ungläubigen.

Man sieht, die Räte waren nicht bescheiden in der Anpreisung ihres Friedenswillens. Wie das ganze Gutachten gleichwohl etwas Mattes hat, so fahren sie fort, wenn der König von Frankreich vielleicht nicht alles erfülle, so sei doch schon ein Teil dieser Dinge sehr erwünscht, zumal wenn man in den Frieden auch noch den Papst, die italienischen Staaten, Deutsche und Schweizer mit hineinzöge. Sollte aber der König von Frankreich den Krieg wiederbeginnen, so werde vielleicht Gott selbst eingreifen und den König strafen nach Verdienst. Die Ehre wäre gewahrt, und mit großer Genugtuung würde der Kaiser nach Spanien heimkehren und der Herzog von Savoyen in sein Land.

Karl selbst hatte in seinen Betrachtungen vor Pavia einmal gesagt, und er wiederholte es jetzt in einem Brief an seinen Bruder: „Man kann den Frieden nicht haben, wenn der Gegner ihn nicht will.“ So war es in der Tat. Im Augenblick dachte Frankreich nicht an Frieden. Freilich auch nicht an das befürchtete große Aufgebot, wohl gar unter persönlicher Führung des Königs. Insofern konnte also Karl im Sinne seiner Räte ruhig nach Spanien heimkehren. Der Feldzug in der Provence blieb eine bedeutungslose Episode; er führte weder zu einem Frieden, noch zu dem größeren Krieg.

Auf die Erwägungen des Kaisers stürmten jederzeit Nachrichten aus der ganzen Welt ein, doch verstattete er ihnen meist nur geringen Einfluß auf seine Entschlüsse, die in einer tieferen Ideenwelt wurzelten. Sein lang-

samer Pulsschlag schien auch der großen Politik ihren zögernden Rhythmus mitzuteilen. Am wichtigsten war ihm stets, wegen der Religion und wegen Italien, die Haltung des Papstes. Jetzt erschien nochmals Pier Luigi Farnese an seinem Hoflager zu Genua, ohne freilich mehr davonzutragen, als bei seinem ersten Besuch im vorigen Jahre. Den Weg zum Eingehen auf des Papstes Familieninteressen hatte Karl noch nicht gefunden; zunächst hatte Paul III ihn eben doch enttäuscht. Da es aber in Italien sonst leidlich ruhig blieb, schickte er sich wirklich zur Rückfahrt nach Spanien an unter Führung des Andrea Doria. Man hatte bei der Überfahrt allerlei zu leiden von schweren Stürmen; es war nicht ungefährlich, deshalb so lange in den französischen Gewässern an den Hyères-Inseln und vor Marseille festgehalten zu werden. Aber am Ende ging alles gut, und man kam Anfang Dezember 1536 ungefährdet in den Hafen von Palamos nördlich Barcelona.

Der Kaiser verweilte kurz in Barcelona, um dann in seiner umständlichen Art zu reisen sich langsam zur Kaiserin nach Valladolid zu begeben, wo er im Februar eintraf und bis zum Hochsommer verblieb. Santa Cruz erzählt von den Stiergefechten und Turnieren und den silbernen Preisen für die Sieger. „Mehr noch“, fügte er aus eigener Kenntnis hinzu, „unterhielt sich der Kaiser in den Tagen, da ihn die Gicht quälte, mit seinem ersten Kosmographen Alonso de Santa Cruz über Fragen der Astrologie und des Himmels, wobei er alles wissen wollte in der Philosophie der Natur und den Bewegungen der Gestirne; und er begriff vieles in der Praxis rascher, als andere in langer Zeit. Er wollte auch Instrumente und Uhrwerke verstehen, arabische und abendländische, und wie sie gemacht wären.“

Vom April ab hielt er die Cortes von Castilien; im Herbst, vom 11. August an, die Cortes von Aragon in Monzon, die sich bis zum November 1537 hinzogen. Allgemeine Bitte der Cortes wie immer, ihr König möge im Lande bleiben und die Mittel des Landes nur für dessen Wohlergehen verbrauchen; doch hinderte sie das nicht an der Bewilligung des Servicio. Anfang 1538 befand sich der Kaiser nach einem kurzen Besuch in Valladolid wieder in Barcelona, um den nun doch eingeleiteten französischen Verhandlungen nahe zu sein. Die Kaiserin, die im letzten Jahre einem zweiten Sohn, Don Juan, das Leben gegeben hatte, ihn aber wenige Tage nach der Taufe wieder verlor, empfand sehr schwer die wiederholte Trennung und saß oft in Tränen, „aber“, sagt Santa Cruz, „sie tröstete sich damit, daß die Abwesenheit ihres Gemahls, den sie so sehr liebte, im Dienste Gottes stehe zum Wohle der Christenheit und des Glaubens“.

Es wird uns noch beschäftigen, was in den anderen Teilen des Reiches, insbesondere in Deutschland, vor sich ging. Karls vornehmste Aufmerksamkeit während dieses spanischen Jahres 1537 war doch auf die Anbahnung eines Friedens mit Frankreich gerichtet, damit er frei würde gegen Türken und Abgewichene. Alle Verhandlungen mit dem Papste standen in erster Linie unter diesem Gesichtspunkt. Sie erhielten neue Möglichkeiten durch die Ermordung des Herzogs Alessandro Medici von Florenz. Denn Karl hatte nun Gelegenheit, sowohl den Nachfolger Cosimo Medici, der auf ihn angewiesen war, zu verpflichten, wie auch die Hand seiner natürlichen Tochter Margarete neu zu vergeben. Er instruierte seinen Botschafter in Rom, den Marques de Aguilar, der an Stelle des zum Mayordomo der Kaiserin berufenen Grafen Cifuentes gegen Ende Februar 1537 in Rom eintraf, zunächst auf Zurückhaltung und vorsichtiges Abtasten der Wünsche des Papstes. Man erwog schon bald die Verbindung Margaretes mit dem Enkel des Papstes Ottavio Farnese und die Übertragung eines Fürstentums an seinen Vater Pier Luigi, aber man wartete noch. Merkwürdig, wie sicher dieses dynastische Moment in jenen Tagen wirkte. Hatte die Verheiratung der Nichte Clemens' VII mit dem Herzog von Orléans die Politik bestimmt und noch mehr belastet, so wirkte jetzt schon die bloße Erwägung einer Familienverbindung zwischen dem kaiserlichen Hause und dem Papste.

Am französischen Hofe empfand man zunächst nur Ärger darüber und der Krieg an der Grenze der Niederlande gewann vorübergehend unter Teilnahme des Königs selbst, später des Dauphins, politisch und militärisch eine außerordentliche Schärfe. Am 15. Januar 1537 veranstaltete der König vor dem Parlament von Paris eine theatralische Szene. Er ließ durch den Generalprokurator Klage erheben gegen Karl wegen Bruches der Verträge von Madrid und Cambrai durch den gegenwärtigen Krieg! Demgemäß, hieß es, nehme er Flandern, Artois und Charolais förmlich in den Besitz der Krone zurück. Das war der Auftakt zu einem mit starken Mitteln einsetzenden Angriff.

Die Antwort der Niederlande blieb nicht aus. Am 24. März versammelte die Königin Marie ihre Generalstaaten, ließ durch den Ratspräsidenten Ludwig van Schore die Politik des Kaisers beredt vertreten, nahm auch selbst das Wort und erhielt unter dem Druck der Ereignisse die sehr hohe Bewilligung von 200 000 Gulden monatlich; Brabant war vorangegangen, Gent hatte abgelehnt. Unter dem Oberbefehl von Nassau und Roelz führten die Herren von Arschot, Büren und Philipp Lannoy die stattlichen Aufgebote. Sie gewannen St. Pol in Artois zwischen Arras und Hesdin; verloren freilich

Hesdin am 13. April in blutigen Kämpfen. Die europäischen Schlachtfelder zwischen Lens und Arras im Osten, Crécy und Hesdin im Westen erlebten immer neue furchtbare Szenen. Das wilde Vordringen der französischen Armee, das Morden von St. Venant kontrastiert sonderbar zu jener Rücknahme dieser Lande in den Schuß der Krone Frankreich.

Die Schrecken und Kosten dieses Krieges ließen Marie alles in Bewegung setzen, so gut zur Rüstung wie zum Frieden. Ihre Korrespondenz mit der Königin Eleonore und die Einholung der kaiserlichen Zustimmung führten denn auch zu Verhandlungen zwischen Büren und dem Dauphin in dem Dörfchen Bomy südlich Théroouanne mit dem Ergebnis eines Waffenstillstandes auf zehn Monate vom 30. Juni ab. Man hat ganz richtig bemerkt, daß der Grund und die Bedeutung dieses Stillstandes für die allgemeinen Angelegenheiten nicht nur in dem leidenschaftlichen Verlangen der Königin Marie nach Beruhigung der Niederlande lag, sondern nicht weniger in dem Wunsche der Franzosen, sich an dieser Nordfront zu entlasten, um sich der Mittelmeerfront, also dem Zusammengehen mit den Türken, wieder zuzuwenden.

Aber der Waffenstillstand von Bomy brachte mehr. Im September erschien beim Kaiser in Monzon der päpstliche Nuntius Poggio mit einem allerdings für den Kaiser nicht annehmbaren Friedensangebot, aber bald danach kam der niederländische Rat Cornelius Schepper zur Ratifikation des Vertrags von Bomy, nachdem er am französischen Hofe ein allgemeines Friedensverlangen festgestellt hatte. Die Königin sprach wenigstens von einer Waffenruhe auf zwei bis drei Jahre. Karl ließ eine entgegenkommende Antwort erteilen. Schepper habe den Hof von Frankreich freundlicher gefunden, als lange Zeit, schrieb er am 15. September seinem Bruder Ferdinand. Man könne auch dort die Kriegskosten nicht länger tragen und setze schon die letzten Hoffnungen auf die Türken.

Aber gerade diese Hoffnung auf die Türken war kein großer Vorteil für die französische Politik. Jede Bundesgenossenschaft stärkt und schwächt zugleich, insofern der Freund nicht ermangelt, auch seinerseits zu fordern und zu belasten. Wirklich trieben die Türken durch ihre Angriffe auf venezianische Schiffe und zuletzt auf Korfu die Republik von San Marco und den geflüchteten an ihrer Seite haltenden Papst immer deutlicher zum Kaiser hinüber.

Endlich wurden auch die französischen Erfolge in Piemont in gewissem Sinne aufgewogen durch eine Demonstration des Kaisers in Languedoc. Während Montmorency wieder vorstieß und am 26. Oktober den Paß von Gusa nahm, also die Straße nach Turin, und damit die Kaiserlichen zwang, auch Pinerolo,

den südlichen Zugang zum Mont Genèvre zu räumen, war von Roussillon aus Don Francisco de Biamonte in der Richtung auf Narbonne vorgedrungen. Es handelte sich anscheinend nur um einen jener zerstörenden Einbrüche, von denen wir früher gesprochen haben, aber im Augenblicke wirkte er doch im Zusammenhang der Lage spürbar. Er hätte strategisch sein können, wenn er vor Jahr und Tag gleichzeitig mit dem Einfall in die Provence unternommen worden wäre; darauf aber ist der Kaiser erst später, 1543, gekommen.

Die zweite Sendung Scheppers hatte die französische Gesandtschaft des Herrn Vely zur Folge, der schon früher an Karls Hoflager beglaubigt gewesen war. Am 15. Oktober erschien er zu Monzon, wurde bald wieder abgefertigt, um bereits am 16. November zurück zu sein. Wie Karl seinem Bruder Ferdinand in diesen Tagen schrieb, erwartete er nicht nur das Kommen französischer Unterhändler, sondern sogar den König selbst, fügte freilich in einem Federzuge bei, daß er gleichzeitig seinen Generalen nach Italien wegen der erforderlichen Rüstungen schreibe.

Der König von Frankreich kam nicht. Aber der Kardinal von Lothringen und Montmorency erschienen als seine Beauftragten in Narbonne. Karl sandte ihnen Granvelle und Cobos nach Perpignan entgegen. In der Mitte zwischen beiden Städten, genau an der Grenze, in Fischerhütten bei Salses an der Lagune von Leucate, trafen sich die beiderseitigen Delegierten, einsteuerten noch von dem größten Mißtrauen erfüllt. Man kam auch wirklich keinen Schritt vorwärts. Die Franzosen begannen mit der strikten Forderung von Mailand. Es gingen mehrfach Rückfragen hin und her. Aber es blieb bei einer Verlängerung des Waffenstillstandes um drei Monate, vom 18. Januar ab. Auch die gut überlieferte, im einzelnen aufschlußreiche Besprechung des Kaisers mit dem Herrn de Pressen Anfang Februar 1538 zu Barcelona, bedeutete wohl nur ein Werben des Kaisers für eine persönliche Aussprache; es fielen auch die entscheidenden Stichworte über das gegenseitige „Vertrauen“; aber die unmittelbare Folge blieb aus.

Da wurde die Lage für den Kaiser wiederum von Italien her dadurch verbessert, daß nun wirklich das Türkenbündnis zwischen ihm, dem Papste, König Ferdinand und Venedig am 8. Februar 1538 vollzogen wurde. In Frankreich war man begreiflicherweise sehr erregt darüber, und die schon angebotene Vermittlertätigkeit des Papstes schien unmöglich zu werden. Zeitweilig dachten beide Monarchen, allein zusammenzukommen, freilich aus sehr verschiedenen Erwägungen; der König von Frankreich, um den Kaiser wieder vom Papste zu trennen; der Kaiser, um sich nicht einem Schiedspruche des Papstes unter-

werfen zu müssen. Allein der Papst klärte die Lage durch seine Entschlossenheit. Am 23. März verließ er Rom, um sich, entsprechend früheren Abmachungen, in Nizza mit dem Kaiser und dem Könige von Frankreich zu treffen. Man hatte für ihn die Burg von Nizza vorgesehen, doch machte im letzten Augenblicke der Besitzer, der Herzog von Savoyen, unerwartete Schwierigkeiten, was nur zu seinem eigenen Schaden auslief. Für den Papst wurde das Franziskanerkloster vor Nizza als Quartier bestimmt.

Der Kaiser aber nahm den guten Ausgang in seinem noch immer ungebrochenen Optimismus für sich schon vorweg. Er glaubte die deutschen Angelegenheiten trotz bedrohlicher Nachrichten durch seine Bereitwilligkeit zum Konzil oder Religionsfrieden, wenn nicht ordnen, so doch beruhigen zu können. Mit dem Wojwoden von Siebenbürgen stand Ferdinand unter Mitwirkung des Erzbischofs von Lund in aussichtsreichen Verhandlungen, die inzwischen zu dem Vertrag von Großwardein (24. Februar 1538) geführt hatten; danach sollte das Königtum des Wojwoden anerkannt, Ferdinand aber sein Erbe werden. In Dänemark und in den Niederlanden war Friede. Zu England besetzten sich die Beziehungen. So lebte Karl wieder ganz in jener Kreuzzugsstimmung des Türkenkrieges großen Stils, aus der ihn nur der französische Angriff auf Savoyen und der folgende Doppelkrieg in der Provence und in den Niederlanden unsanft herausgerissen hatten. Deshalb gehe er jetzt nach Nizza, schrieb er am 25. März seinem Bruder. Im Bunde mit dem Papst und Venedig sollte spätestens im nächsten Jahre ein großartiger Vorstoß zu Wasser und zu Lande gegen die Türken unternommen werden. Er liebe, fügte er hinzu, die Person seines Bruders wie sich selbst, aber er begreife auch, daß diesem die Ehre eines persönlichen Anteils am Kampfe am höchsten stehe, und hoffe, daß Gott ihnen beiden die Gnade verleihe, in seinem Dienst etwas ganz Großes zu vollführen. Ohne sichere Aussichten auf den Frieden griff sein Sinn schon wieder nach den höchsten Zielen einer christlichen Weltpolitik.

Mit großem Gefolge und einer ungewöhnlich kostbaren höfischen Ausstattung war er nach Barcelona gekommen. Am 25. April schiffte er sich, wie früher unter dem Flottenkommando des Andrea Doria ein und gelangte nach einigen Fahrnissen am 9. Mai wohlbehalten nach Villafranca unmittelbar bei Nizza. Der Papst kam über Savona; Karl hatte vermieden, ihn persönlich abzuholen, um Frankreich nicht noch mißtrauischer zu machen.

Nun war man sehr gespannt auf König Franz. Lange Zeit hatte dieser verlangt, daß der persönlichen Besprechung eine Regelung der Hauptpunkte durch die Minister vorhergegangen sein müsse. Allein am Ende hatte er sich doch

der vollendeten Tatsache gefügt, daß Papst und Kaiser einig waren. Er mochte von ihrem Zusammensein weitere Gefahren befürchten, und man wird nicht fehl gehen in der Annahme, daß sein Temperament verlangte, dabei zu sein. Und doch, in Nizza trafen sich die drei höchsten Häupter nie gemeinsam. Der König von Frankreich sowohl wie der Kaiser verhandelten stets getrennt voneinander mit dem Papste. Nur die Königin Eleonore kam wiederholt auf längeren Besuch zu ihrem Bruder.

So war denn das Ergebnis auch überaus mager. In dem Abkommen vom Vorabend des 18. Juni 1538 handelte es sich im Grunde genommen nur um eine Waffenruhe auf zehn Jahre unter Anerkennung des Besitzstandes. Die großen Fragen, besonders Mailand, blieben offen. Der Krieg konnte jeden Augenblick wieder beginnen, da die eigentlichen Streitpunkte nicht aus der Welt geschafft waren.

Der Waffenstillstand von Nizza hatte allerdings durch das persönliche Zusammenwirken der Monarchen mit dem Papste eine erhöhte Bedeutung. Er stand sozusagen im Schutze der Christenheit. Was ihm aber an innerer Bindung fehlte, das gewann er durch die nach der Trennung des Papstes vom Kaiser doch noch zustande gekommene persönliche Zusammenkunft der beiden Gegner, erst auf der Reede, dann im Schloß von Aiguesmortes an den Lagunen westlich der Rhône. Die Einladung ging dieses Mal vom Könige aus, wurde aber von Karl lebhaft aufgegriffen. Er erhielt den Besuch seines Schwagers zunächst auf seiner Galeere und erwiderte ihn dann am 15. Juli auf dem Lande. Außerdem sah er noch einmal seine Schwester Eleonore allein. Was er sich erhofft hatte und bis zu einem gewissen Grade auch mit Genugtuung gegenüber seinen Räten empfand, war die Wirkung der persönlichen Aussprache. In den nun zwölf Jahre zurückliegenden Tagen von Madrid hatte sich der König von Frankreich in dem Lebensgefühl seiner gewinnenden Jugend einen besonderen Erfolg versprochen von seiner persönlichen Einwirkung auf den jungen Kaiser, vergebens. Jetzt hatten sich die Rollen vertauscht; jetzt war es der Kaiser, der seit langem diese Zusammenkunft gewünscht hatte und von ihr die größte Wirkung erwartete. Infolgedessen war er von der Einladung seines Schwagers, von dem Zusammensein mit der Schwester, von den gehäuften Freundlichkeiten des französischen Hofes wie bezaubert. Pries man in Rom mit halbem Rechte den Papst als den Friedensstifter in der Christenheit, so versprach sich auch der Kaiser im Augenblicke viel zu viel von den Auswirkungen dieser Tage von Nizza und Aiguesmortes, so gut in bezug auf ein Abkommen mit den deutschen Protestanten, wie in bezug auf die Türken. Von

Familienverbindungen wurde ausführlich gesprochen. Karl vertraute der leichten Hand seiner noch immer „liebsten“ Schwester. Er mochte darin bestärkt werden durch die ebenso herzliche Zusammenkunft der Königin Marie mit ihrer Schwester Eleonore in Cambrai, und mit ihr und dem König in la Fère im Oktober desselben Jahres, wo es sogar zu allerlei rechtlichen Regelungen kam. Aber einen neuen Damenfrieden gab es auch hier nicht.

Und doch war der Gewinn von Nizza in gewissem Sinne größer als jene glänzenden Frieden von Madrid und Cambrai. Er lag nur in ganz anderer Richtung. Jene Friedensschlüsse waren nicht der wirkliche Ausdruck des allgemeinen Verhältnisses der Kräfte und insofern doch Täuschungen gewesen. Jetzt hatte der Kaiser die Wahrheit, daß es einen absoluten Frieden für ihn nicht gab, mochte er es sich auch im Kaufsche dieser Lage noch nicht eingestehen. Am wenigsten einen ewigen und unabänderlichen Frieden, wie er ihn sich träumte — einen Frieden unter Erhaltung seines ganzen Besitzstandes und aller seiner Machtmittel, einen Frieden, in dessen Schutz er sich ungestört dem Türkenkrieg und der Lösung der Kirchenfrage in Deutschland hätte zuwenden können. Er sah sich zurückgeworfen auf die Unvollkommenheiten des menschlichen Daseins, wie es wirklich ist. Er mußte die großen Kämpfe seines Lebens auch weiterhin durchführen, ohne von den Unsicherheiten befreit zu sein, die ihn von Beginn seiner Regierung an bedrückt hatten. Die Natur schafft zu Zeiten vollkommene Gebilde, die sie in derselben Folgerichtigkeit wieder zerstört. Das Menschenleben der Geschichte ist nie vollkommen. Es kennt keine letzten Lösungen. Sein Wesen ist das Transitorische, das Strömende, der Kampf.

Woher aber nimmt der Mensch die Kraft, doch immer wieder das Absolute zu suchen, letzte Lösungen erzwingen zu wollen? Wo lagen die tragenden Gründe für Karls Hoffnungen? Würden die Gegner, die einen Frieden nicht haben wollten, in der Waffenruhe verharren? Und was wurde aus seinen höchsten Zielen? Sollte er sich begnügen, die deutschen Protestanten immer nur weiter hinzuhalten? Immer nur Friedstände zu bewilligen auf Zeit, damit sie sich weiter stärkten?

Sein Schicksal, die unergründliche Bedingtheit alles Geschehens, worin der Einzelne auch nur ein Glied ist, sollte auch ihn ruhelos weiterrreiben, ebenso sehr aus seinen eigenen Ideen, wie aus allgemeinen Notwendigkeiten.

